

ULRIKE ZÖLLER (HRSG.)

SOMMERSEMESTER 2016

SOZIALREPORTAGEN ÜBER URSACHEN UND AUSWIRKUNGEN VON FLUCHT
IN UNSERER NAHEN UMGEBUNG

Prof. Dr. Ulrike Zöller, htw saar, Fakultät für Sozialwissenschaften,
Professur für Theorie, Methodik und Empirie Sozialer Arbeit

IN DEN FOLGENDEN REPORTAGEN WURDEN ALLE PERSONEN- UND ORTSNAMEN
AUS GRÜNDEN DES DATENSCHUTZES ANONYMISIERT.

Inhalt

Und was ist mit den Kindern?	4
<i>Manuel Höh</i>	
Auf der Suche nach Frieden und Glück.....	10
<i>Tamara Treitz</i>	
Integrierst du noch? Oder lebst du schon!	17
<i>Tatjana Septimus</i>	
Gefangen, um frei zu sein – Alltag im Kirchenasyl.....	24
<i>Medina Ciftci und Enrico Kanis</i>	
Eine „kranke“ Bürokratie	32
<i>Katja Michel</i>	
Die Chancen der Überforderung	38
<i>Steffen Eisenbeis und Peter Schnadinger</i>	
Rony im Krieg – Roni im Frieden	46
<i>Anna Schäfer und Moritz Hary</i>	

Und was ist mit den Kindern?

Ein Parkplatz vor einer Reihe von Hochhäusern. Hier soll ich auf meinen Interviewpartner warten. In der Nähe spielen einige Kinder zwischen den Autos. Ich erkenne sie sofort, da ich vor einigen Monaten ein Praktikum im Jugendhaus um die Ecke gemacht habe.

Während dieses Praktikums lernte ich auch eine Gruppe Jugendlicher kennen, von denen mir einer letztlich zu diesem Interviewtermin verhalf. Er erzählte mir von seinem Vater Agim, der wegen politischer Verfolgung aus seinem Heimatland Kosovo geflohen war. Er beschrieb seinen Vater als einen vielbeschäftigten Mann, der „die ganze Woche arbeitet“ und „gut mit Geld umgehen kann“. Insbesondere die Information, dass eines seiner Kinder studierte, faszinierte mich. Es wird ja viel über Flüchtlinge erzählt, doch solche Dinge hört man nicht oft.

Das Gespräch ging mir nicht mehr aus dem Kopf und einige Zeit später war klar, dass sich meine Studienprojektarbeit mit der Erfolgsgeschichte dieses Mannes beschäftigen sollte. Als ich ihn beim ersten Treffen fragte, ob er mir von sich erzählen würde, stimmte er sofort zu. Ebenso selbstverständlich schien die Einladung zu ihm nach Hause zu sein, wo das Gespräch stattfinden sollte.

Einige Terminabsprachen später stehe ich nun hier und warte auf ihn. Zum Glück ist es recht warm für einen Herbstabend. Ich steige aus dem Auto aus und stelle mich an den Straßenrand. Mehrere Male blicke ich mich um, damit ich Agim nicht verpasse. Schließlich weiß ich noch nicht einmal, in welchem der Hochhäuser er nun wohnt. Einige Passanten schauen mich im Vorübergehen interessiert an, während die Kinder immer noch kreuz und quer herumrennen, offensichtlich in ihr Spiel vertieft. Wenige Minuten später sehe ich Agim, wie er mir winkend entgegenläuft und kurze Zeit darauf stehen wir auch schon vor seiner Wohnungstür.

Kaum bin ich eingetreten, werde ich auch schon von seiner Frau Marigona und seiner Tochter Saranda begrüßt. Nach etwas Smalltalk führt mich Agim in den angrenzenden Raum. Es ist ein großes Zimmer, geteilt in einen Wohn- und einen Essbereich. Zwei weitere Türen deuten darauf hin, dass die Wohnung recht geräumig ist. Agim bietet mir einen Platz am Esstisch an. Saranda und er setzen sich dazu, Mari-

gona begibt sich in die Küche. Von meinem Platz aus hat man einen guten Blick auf den großzügigen Balkon und das angrenzende Waldgebiet. Während ich meine Unterlagen vorbereite, schauen mich Agim und Saranda erwartungsvoll an.

Schließlich läuft das Diktiergerät und Agim beginnt ohne Umschweife zu erzählen. In der ersten Hälfte des Gesprächs berichtet er mir von seiner Vergangenheit, seinem Leben im Kosovo. Es hört sich an, als würde er mir das Drehbuch für ein Drama beschreiben: Entführung, korrupte Gerichtsverhandlungen, Gefängnisaufenthalte, Folter. „Wenn ich einen Gefängnisfilm sehe...“, fährt er fort, „...und gesagt wird: Ne, das kann nicht passieren, das ist Film. Da lache ich. Die haben mit uns sowas gemacht.“ Das tägliche Leben war von Kontrolle und Überwachung geprägt. „Wenn jemand abends um 10 nicht zuhause war...“, schildert er, „...dann war das komplette Haus in Sorge. Vielleicht hat die Polizei den umgebracht oder irgendwas haben die mit dem gemacht.“ Die Geschichte endet mit seiner Flucht. Er war nicht zuhause, als die Polizei mit mehreren Wagen sein Haus umstellte. „Wenn die mich gekriegt hätten, dann hätten sie mich umgebracht. Ich hab keine Chance mehr gehabt.“ Durch den Wald ist er zu Fuß in das nächste Dorf gelaufen. Von dort reiste er nach Mazedonien, dann Bulgarien und schließlich Polen, von wo aus er nach Deutschland gelangte.

Agim hält kurz inne, als seine Frau das Zimmer betritt. Marigona trägt ein metallenes Tablett, auf dem einige kleine Gläser stehen. „Schwarzer Tee mit Zitrone“, sagt sie lächelnd und stellt das Tablett auf den Tisch. „Das ist typisch albanisch“, ergänzt Saranda. Nach einer kurzen Pause führen wir das Gespräch fort.

Den Rest des Abends erzählt mir Agim von seiner Zeit in Deutschland. Die Bundesrepublik war sein Ziel, weil einige Verwandte von ihm bereits hier lebten. Seine Angehörigen halfen ihm bei der anfänglichen Orientierung in dieser für ihn fremden Umgebung. So begleiteten sie ihn beispielsweise zur nächstgelegenen Geschäftsstelle von Amnesty International. „Sie waren mitgekommen, weil ich kein Deutsch konnte“, erklärt er. Verwandte und weitere Bekannte unterstützen ihn auch finanziell, damit er seine Familie so schnell wie möglich nachreisen lassen konnte. Doch nicht nur private Kontakte verhalfen ihm und seiner Familie zu einer gesicherten Grundlage für ein neues Leben. Auch die institutionellen Kontakte, insbesondere die Dolmetscher, erwähnt er einige Male. „Wirklich, die haben mich verstanden. Das war wirklich alles in Ordnung“, fasst er zusammen. Und wenn es doch mal Probleme gab,

dann wusste er sich zu helfen. Er berichtet mir von einer Wohnung, in die seine Familie umziehen sollte. Dort lebten drei weitere Familien, pro Familie ein Zimmer, für alle zusammen eine Küche. Das nächste Geschäft war vier Kilometer entfernt, ohne Auto war der Lebensmitteleinkauf entsprechend anstrengend. Agim löste das Problem, indem er sich an die zuständige Behörde wandte und die Lage schilderte. So vermittelte ihn das Amt zu einem Bauernhof, wo seine Familie für mehrere Monate „sehr gut lebte“, im Übrigen ein Beispiel für die institutionelle Hilfe, die er erfahren hat. In diesem Zusammenhang erwähnt Agim auch sein Engagement, seinen Wunsch, etwas arbeiten zu wollen: „Ich hab gesagt, ich will hier schaffen. Ich hab einen Wischer genommen und alles sauber gemacht. Alles Mögliche hab ich gemacht.“ Ähnlich verhält es sich mit dem Erlernen der deutschen Sprache: „Sofort hab ich angefangen mit einem deutschen Sprachkurs“, berichtet er über seinen ersten Aufenthalt in einem Flüchtlingsheim. Es ist anzunehmen, dass dieser Eifer zu seinem Erfolg in Deutschland beigetragen hat. Schließlich arbeitet er seit über einem Jahrzehnt im Personenverkehr, obwohl er im Kosovo einen akademischen Beruf erlernt hat.

Während wir uns über seine Tätigkeit unterhalten, trägt Marigona ein weiteres Tablett an den Tisch. Sie reicht jedem einen Teller mit gebackenem Kürbis. „Möchten Sie Zucker?“, fragt sie mich. Dankend zuckere ich die Speise, während Agim seine Erzählung fortsetzt. Er beschreibt seinen Beruf als stressig. Es mangelt an Kollegen und deshalb muss er manchmal von 5 Uhr morgens bis 18 Uhr abends arbeiten. Gerne würde er etwas an seiner beruflichen Situation ändern, allerdings fehlen ihm Alternativen. Doch für ihn sind andere Dinge wichtiger: „Hauptsache, ich bin jeden Abend zuhause und kann was mit meiner Familie machen. Den Kindern helfen, wenn sie Hilfe brauchen und sowas.“ „Für Tee und Kürbis reicht das Geld auch“, fügt er scherzhaft hinzu und gönnt sich einen weiteren Bissen. In der Tat erwirtschaftet er zusammen mit seiner Frau genug Geld, um die Kinder finanziell zu unterstützen. Wie ich später erfahren habe, studieren fast alle seine Kinder. Und das jüngste Kind studiert nur deshalb nicht, weil es noch die Oberstufe besucht. Miete ist in dieser Rechnung auch kein Thema, weil das Ehepaar die Wohnung schon vor einigen Jahren gekauft hat.

Gegen Ende des Gespräches frage ich Agim, was er unter Erfolg versteht. Er überlegt kurz und kommt zu folgendem Schluss: „Meine Kinder sind in Sicherheit und ha-

ben eine Zukunft. Das ist für mich Erfolg, das ist das Wichtigste.“ Agim ist überzeugt, dass seine Kinder im Kosovo keine Zukunft haben: „Gibt keine Arbeit, ist ein schweres Leben. Dort kann man nicht an die Zukunft denken.“ Regelmäßig besucht er sein Heimatland, zuletzt einige Wochen vor unserem Interviewtermin. Aus erster Hand berichtet er mir von der Lage der Einwohner: „Die brauchen Hilfe, für Ökonomie. 60% sind arbeitslos. Rente, 60, 70 Euro. Medikamente, Krankenhaus, alles musst du selbst zahlen. Wenn du kein Geld hast, stirbst du.“ Saranda äußert sich zum Zustand des Landes: „Man sieht immer noch, dass da Krieg war. Dort sind sehr viele Schäden, viele kaputte Häuser, kaputte Straßen.“ Agim ergänzt, dass die Wälder und Wiesen immer noch voller Minen sind, die Warnschilder seien überall. Angesichts dieser tristen Beschreibung frage ich Agim, was er von der Einstufung des Kosovo als sicheres Herkunftsland hält. „Vielleicht haben die Recht...“, seufzt er, „... der Krieg ist vorbei. Aber... die Situation ist schwer. Gibt manche, die verkaufen ihr Haus und alles, um hierher zu kommen, weil sie dort nichts zu essen haben. Und wenn die zurückgeschickt werden nach Kosovo, was machen die dann?“ Das Thema beschäftigt uns noch bis zum Ende des Abends.

Und auch wenn das Gespräch mit Agim und seiner Tochter nun schon einige Wochen zurückliegt, so bleibt doch eine Frage bestehen: Ist die standardisierte Abschiebung von Flüchtlingen aus dem Kosovo gerechtfertigt? Die Menschenrechtsorganisation „Pro Asyl“ argumentiert dagegen. Auch sie beschreibt die Lage der Menschen im Kosovo als perspektivlos. Viele Bürger seien von Armut betroffen. Etwa ein Drittel der Bevölkerung lebe von weniger als 1,40 Euro pro Tag und leide unter Mangelernährung, Obdachlosigkeit und mangelnder medizinischer Versorgung. Die Diskriminierung von Minderheiten wird als „erheblich“ bezeichnet. Der Zugang zu Arbeitsmarkt, Schule und anderen Bereichen des täglichen Lebens sei ihnen erschwert oder sogar verwehrt. Ebenso kritisch wird die Verbindung von staatlichen Strukturen und organisierter Kriminalität gesehen. Korruption und eine „Kultur der Straflosigkeit“ seien festzustellen, ein Vertrauen in Rechtsstaatlichkeit erscheint unter diesen Umständen zweifelhaft.

Seit dem 20. Oktober 2015 gilt der Kosovo als sicheres Herkunftsland. Die Asylanträge kosovarischer Flüchtlinge können nun schnell abgelehnt werden. Doch wäre es angesichts der schwierigen Situation, in der sich die Menschen dort befinden, nicht Zeit für eine andere Lösung? „Pro Asyl“ hat den Vorschlag gemacht, legale Einwän-

derungswege jenseits des Asylsystems zu schaffen. Eine Idee, die sich durch eine Aussage von Agim bekräftigen lässt: „Wenn du Frau und Kinder hast, keine Arbeit findest und auch sonst nichts hast, was machst du dann? Man könnte Chancen geben. Weil, wenn jemand hier 2 000 Euro macht, kann er dort für ein Jahr mit seiner Familie leben.“

(Manuel Höh)

Literatur

Bundesministerium der Justiz (2015). Asylverfahrensbeschleunigungsgesetz. Bundesgesetzblatt Teil I Nr. 40, ausgegeben am 23.10.2015. Bonn: Bundesanzeiger Verlag. Online verfügbar unter: http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger_BGBl&jumpTo=bgbl115s1722.pdf (12.01.2016).

Höh, Manuel (2016). Projektbericht. Wie kann ein Flüchtling in Deutschland erfolgreich sein?

Pro Asyl (2015a). Flucht aus dem Kosovo: Armut, Diskriminierung, Perspektivlosigkeit. Online verfügbar unter: http://www.proasyl.de/de/news/detail/news/flucht_aus_dem_kosovo_armut_diskriminierung_perspektivlosigkeit/ (12.01.2016).

Pro Asyl (2015b). Sind Kosovo und Albanien wirklich „sichere Herkunftsländer“? Online verfügbar unter: http://www.proasyl.de/de/news/detail/news/sind_kosovo_und_albanien_wirklich_sichere_herkunftslaender/ (12.01.2016).

Auf der Suche nach Frieden und Glück

Aktuell befinden sich weltweit knapp 60 Millionen Menschen auf der Flucht, ausgelöst durch den Bürgerkrieg, der in Syrien wütet. Jeden Tag verlassen Menschen auf der Suche nach Frieden und Sicherheit ihr Heimatland. Auch Deutschland ist von dieser Flüchtlingsbewegung betroffen und gehört inzwischen zu den größten Einwanderungsländern der Welt.

Im Rahmen des Studienprojektes beschäftigte ich mich mit dem Thema Flucht und deren Ursachen. Ich interviewte in diesem Zusammenhang ein 19jähriges syrisches Mädchen namens Souzan, das mit seiner Familie aus Syrien geflohen ist. Kennengelernt habe ich sie während meines Praxissemesters beim Migrationsdienst. Zu dieser Zeit besuchte Souzan einen Integrationskurs und nahm Beratungstermine bei mir wahr. Nach erfolgreichem Abschluss des Integrationskurses arbeitete Souzan ehrenamtlich als Dolmetscherin in den Migrationsdiensten und wir waren nun nicht mehr nur Kolleginnen, sondern wurden Freundinnen. Auf mein Nachfragen hin, erklärte Souzan sich für ein Interview bereit, in dem sie mir ihre Lebensgeschichte erzählen würde.

An einem heißen Augusttag sitze ich auf den kalten steinernen Treppen eines Hauses und warte auf meine Interviewpartnerin Souzan. Ich freue mich, sie wiederzusehen und bin im Hinblick auf das, was sie mir über ihr Leben erzählen wird, sehr aufgeregt. Während ich auf sie warte, versuche ich mir vorzustellen, was sie wohl alles in ihrem jungen Leben schon gesehen und durchlebt hat. Denn wir haben bisher noch nie darüber gesprochen und ich habe ihr gegenüber dieses Thema aus Taktgefühl auch nie angeschnitten. Als dann die Idee entstand, eine Sozialreportage über Menschen sowie deren Flucht aus ihrem Heimatland zu schreiben und sie ihre Einwilligung zu einem Interview gab, wurde ich zunehmend neugierig auf ihre Geschichte.

Während ich meinen Gedanken nachhänge, sehe ich sie von Weitem auf mich zukommen. Wir begrüßen uns herzlich und gehen langsam los. Unser Weg führt uns zu mir nach Hause, da wir das Interview an einem solch schönen Tag in meinem Garten führen werden. Dort angekommen, biete ich ihr etwas zu trinken an und reiche es ihr. Wir unterhalten uns noch etwas und ich lenke das Gespräch nun langsam auf das zu

führende Interview. Ich erkläre Souzan nun, dass sie mir nichts erzählen bzw. keine Fragen zu Dingen beantworten muss, über die sie nicht sprechen möchte. Sie entscheidet, was und wie viel sie über ihr Leben preisgeben will. Sie lächelt mich an und sagt mir, dass dies kein Problem sei und sie mir alles erzählen werde.

Leben in Syrien

Souzan wird in Damaskus, der Hauptstadt von Syrien, geboren und lebt dort mit ihren Eltern und ihren zwei Geschwistern. Sie besucht die 11. Klasse und steht somit kurz vor ihrem Abitur. Der Vater von Souzan arbeitet als Taxifahrer bzw. Verkäufer und die Mutter ist Hausfrau. Souzan führt mit ihrer Familie ein schönes und glückliches Leben.

Doch die Machtübernahme durch Bashar Al-Assad und dessen autoritäre Herrschaft führt zu einer syrischen Protestbewegung im Jahr 2011, die sich gegen die weit verbreitete Korruption im Land richtet. Die Menschen fordern mehr Freiheit sowie Demokratie und letztlich den Sturz der Regierung unter Präsident Al-Assad, da die Sicherheitskräfte und das Militär diese Protestbewegungen mit äußerster Brutalität niederschlagen. Viele Menschen werden verhaftet, gefoltert und getötet. Der Vater von Souzan macht sich Sorgen und hat Angst um seine Familie. Um die Sicherheit dieser zu gewährleisten, entscheidet er sich für eine Flucht aus Syrien.

Flucht

Um die Flucht aus ihrem Heimatland zu finanzieren, müssen die Eltern von Souzan sowohl ihre Wohnung als auch das Mobiliar verkaufen. Mit dem nun zur Verfügung stehenden Geld fahren sie mit dem Auto von Syrien in den

Flucht: Flucht stellt eine spezifische Form der Migration dar. Flüchtlinge sind nach der Flüchtlingskonvention „(...) Menschen, die vor Kriegen fliehen oder ihre Heimat aus anderen Notlagen heraus verlassen müssen und in einem anderen Land Schutz und Zuflucht suchen“ (Meier-Braun 2015, S. 53). Als die wesentlichsten Voraussetzungen für Fluchtbewegungen können sowohl ethnische und religiöse Konflikte, Bürgerkriege als auch die Verfolgung von spezifischen Minderheiten genannt werden.

Libanon und fliegen anschließend nach Ägypten. Dort besucht Souzan mit ihrer Schwester die Schule, da so der Aufenthalt ihrer Familie sichergestellt ist.

Eine Tante von Souzan, die seit 32 Jahren in Frankreich lebt, beantragt ein Visum für zwei Personen. Nach der Bewilligung des Antrages erhalten Souzans' Mutter und sie selbst ein Visum, das ihnen nun die Reise nach Deutschland ermöglicht. Da ihre Schwester unter 18 Jahre alt ist darf sie ihre Mutter begleiten. Souzans' Vater und ihr Bruder bleiben jedoch in Ägypten zurück. Was sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen, ist, dass sie sich erst nach über einem Jahr wiedersehen werden.

Ankunft in Deutschland

Visum: Für einen Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland besteht für Drittstaatsangehörige eine Visumpflicht. Für das Visumverfahren, das in den Zuständigkeitsbereich der deutschen Botschaften und Generalkonsulate (Ausländervertretung) fällt, ist eine persönliche Vorsprache nötig. Die Erteilung eines Visums ist stark von der Nachvollziehbarkeit des Reisezweckes nach Deutschland sowie der Finanzierung der Lebenserhaltungskosten aus dem privaten Vermögen abhängig. Die Bearbeitungszeit des Visumverfahrens kann sich bis zu mehreren Wochen bzw. Monaten hinziehen, da auch andere Behörden wie die Ausländerbehörde oder die Agentur für Arbeit involviert sind. Die Ausstellung eines Visums kostet weltweit 60,00 Euro (vgl. Schneider 2012, S. 34).

Eine legale Einreise nach Deutschland setzt den Erhalt eines Visums voraus. Allerdings sind diese Visa zweckgebunden, d.h. die Erteilung erfolgt nach einem ganz bestimmten Aufenthaltswitzweck. Ein Visum, das im Hinblick auf einen Asylantrag oder einem vorübergehenden Schutz ausgestellt wird, gibt es jedoch nicht. Die Antragsstellung für ein Visum und deren Erhalt gestaltete sich jedoch zur Zeit der Fluchtgeschichte von Souzan in Syrien schwierig, da die deutsche Botschaft in Damaskus seit mehreren Monaten geschlossen war. Die Wartezeiten für einen Termin bei den deutschen Auslandsvertretungen in den Nachbarländern wie Türkei und Libanon betragen mehrere Wochen. außerdem wurden Dokumente (Reisepass, Zeugnisse usw.) benötigt, deren Beschaffung nicht immer möglich bzw. zeitaufwändig war. Aus diesen Gründen haben viele Flüchtlinge den illegalen Weg gewählt und ihr Leben in Gefahr ge-

Nach der Ankunft in Frankreich wollen Souzan, ihre Mutter und ihre Schwester weiter nach Deutschland, da sie hier von ihrem Recht auf Asyl Gebrauch machen wollen. Wegen des in Frankreich ausgestellten Visums ist dies zunächst problematisch, nach einer Absprache mit Frankreich können sie jedoch den Antrag auf Asyl stellen. Bis sie als Asylberechtigte anerkannt werden, leben sie in einer Landesaufnahmestelle. Sie wohnen mit sechs weiteren Personen in einer Wohnung und schlafen zu viert in einem Zimmer. Souzan darf den Ort der Aufnahmestelle weder verlassen noch einen Integrationssprachkurs besuchen, da sie noch keine Aufenthaltsgestattung besitzt. Sie wird mit einem neuen Land und einer neuen Sprache konfrontiert, die sie nicht beherrscht. Ebenfalls leidet Souzan unter der Trennung ihrer restlichen Familienmitglieder, die in Ägypten zurückbleiben

mussten. Nach ungefähr einem Jahr erhalten Souzan, ihre Mutter und ihre Schwester die Anerkennung als Asylberechtigte und ziehen in eine bundesdeutsche Stadt um.

Ein neues Leben

Nach dem Erhalt der Aufenthaltsgestattung meldet sich Souzan für einen Integrationskurs an, da sie so schnell wie möglich die deutsche Sprache erlernen möchte. Diesen Kurs schließt sie nach einem halben Jahr erfolgreich ab und arbeitet anschließend ehrenamtlich in den Migrationsdiensten als Dolmetscherin. Sie möchte anderen Flüchtlingen bei der Bewältigung ihrer Alltagsprobleme helfen und ihnen so das Leben erleichtern. Zeitgleich nimmt sie an einer Maßnahme teil, die vom Jobcenter angeboten wird. Außerdem lässt sie ihre schulischen Zeugnisse beim Bildungsministerium anerkennen, da sie eine Fachoberschule besuchen möchte. Sie meldet sich an der Fachoberschule mit Fachrichtung Design an und erhält eine Zusage. Nach über 18 Monaten und vielen Hürden finden auch Souzans' Vater und ihr Bruder den Weg nach Deutschland. Die Familie ist endlich wieder vereint und kann in eine hoffentlich glückliche Zukunft sehen.

Asyl: Jeder politisch verfolgte Mensch verfügt gemäß Artikel 16a Absatz 1 Grundgesetz über ein Asylrecht, dessen Prüfung in einem Asylverfahren erfolgt. Die Grundlage dieses Asylverfahrens stellt das Asylverfahrensgesetz (AsylfG) dar und gewährt letztlich den Asylbewerbenden die Flüchtlingseigenschaft über die Rechtsstellung der Flüchtlinge nach der Genfer Flüchtlingskonvention (vgl. Schneider 2012, S. 23). In Deutschland ist das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge für das Asylverfahren zuständig und darüber hinaus ein Kompetenzzentrum für Migration, Asyl und Integration (vgl. Schneider 2012, S. 15). Die Stellung eines Asylantrages kann nur im Inland erfolgen, d.h. die Asylsuchenden müssen sich persönlich bei der Erstaufnahmeeinrichtung, die eine Außenstelle des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge aufweist, melden. Nach der Prüfung des Asylantrages wird festgestellt, ob den Antragsstellenden Schutz gewährt werden muss (vgl. Schneider 2012, S. 37). Den Kern des Asylverfahrens bildet die persönliche und nicht-öffentliche Anhörung, bei der ein Dolmetscher zugegen ist. Hier können die Asylbewerber nun Gründe bzw. Tatbestände einer politischen Verfolgung darlegen. Die Anhörung wird durch entsprechend geschultes Personal des Bundesamtes durchgeführt. Im Anschluss an die Anhörung wird durch die gewonnenen Erkenntnisse eine Entscheidung hinsichtlich des gestellten Asylantrags gefällt (vgl. Schneider 2012, S. 39). Mit der Anerkennung als Asylberechtigte erhalten Asylbewerbende eine dreijährige Aufenthaltserlaubnis. Asylbewerbende können jedoch nach Ablauf der dreijährigen Frist und dem weiteren Bestehen der Anerkennungsgründe einen Antrag auf eine unbefristete Niederlassungserlaubnis stellen (vgl. Schneider 2012, S. 45).

Wissenschaftliches Fazit

Das Leben von Souzan ist durch viele Umbrüche gekennzeichnet und weist auf eine Krisenhaftigkeit ihrer Lebenspraxis hin. In der Sozialwissenschaft hat Ulrich Oevermann (2004) diesbezüglich eine Krisentheorie entwickelt. Nach Oevermann verfügt jeder Mensch über eine Lebenspraxis, die durch das autonome Handeln im Hinblick auf zahlreiche Aufgaben und Probleme gekennzeichnet ist. Menschen sind somit in der Lage, ihr Leben sowohl aktiv als auch kreativ zu führen (vgl. Garz/Raven 2015, S. 26), d.h. sie können Krisen selbstständig erzeugen und bewältigen. Ulrich Oevermann unterscheidet drei Krisentypen: die traumatische Krise, die Entscheidungskrise und die Krise durch Muse. Bei der traumatischen Krise brechen unerwartete und unvorhersehbare Ereignisse auf den Menschen herein, mit denen er sich auseinandersetzen muss (vgl. Oevermann 2004, S. 165). Die Entscheidungskrise ist dadurch gekennzeichnet, dass der Mensch dazu befähigt ist im Hier und Jetzt eine Entscheidung zu treffen und somit über eine autonome Lebenspraxis verfügt. Das Öffnen der Sinne gegenüber einem Wahrnehmungsgegenstand erhöht die Wahrscheinlichkeit bisher nicht wahrgenommener Eigenschaften der Gegenstandswelt und kennzeichnet somit die Krise der Muse (vgl. Garz/Raben 2015, S. 43). In der menschlichen Praxis bilden Krisen den Normalfall. Routinen, die sich material aus diesen Krisen ableiten und als Lösungen hervorgehen, stellen den Grenzfall dar. Allerdings können sich die Routinen auch zu einer Krise entwickeln (vgl. Oevermann 2004, S. 160f.).

Souzan wird durch die Flucht aus dem Heimatland und dem Verlust ihres Zuhauses mit einem neuen Land konfrontiert, dessen Sprache sie nicht beherrscht. Ebenfalls muss sie sowohl ihren Vater als auch ihren Bruder in Ägypten zurücklassen, wobei ein Wiedersehen in einer ungewissen Zukunft liegt. Sie lebt in einer Landesaufnahmestelle mit vielen unbekanntem Menschen zusammen und darf aus rechtlichen Gründen den Ort nicht verlassen. Dies schränkt Souzan in der autonomen Bewältigung ihrer Lebenspraxis ein und verhindert sowohl eine kreative als auch eine aktive Lebensführung.

Mit dem Umzug in eine bundesdeutsche Stadt und dem erfolgreichen Abschluss des Integrationskurses findet Souzan zu ihrer Autonomie zurück. Sie lässt ihre schulischen Zeugnisse aus Syrien beim Bildungsministerium anerkennen und besucht die Fachoberschule mit Fachrichtung „Design“. Sie ist also in Lage, ihr Leben selbstbestimmt zu leben.

Während des Interviews schweifen meine Gedanken ab und ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn ich mein Zuhause, meine Freunde und Familienmitglieder verlassen müsste. Die Wahrheit ist, dass ich es mir nicht vorstellen kann. Dieses junge Mädchen hat in ihrem Leben viel durchlebt und ich wünsche ihr weiterhin alles Gute und viel Glück in Bezug auf ihren weiteren Lebensweg. Ich denke auch an all die vielen Menschen, die jeden Tag ihr Heimatland verlassen und sich auf die Suche nach Frieden und Glück machen.

(Tamara Treitz)

Literatur

Garz, Detlef/Raven, Uwe (2015). Theorie der Lebenspraxis. Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns. Wiesbaden: Springer Verlag.

Meier-Braun, Karl-Heinz (2015). Einwanderung und Asyl. Die 101 wichtigsten Fragen. München: Verlag C.H. Beck.

Oevermann, Ulrich (2004). Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In: Geulen, Dieter/Veith, Hermann (Hg.). Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 155-181.

Schneider, Jan (2012). Die Organisation der Asyl- und Zuwanderungspolitik in Deutschland. Studie der deutschen nationalen Kontaktstelle für das Europäische Migrationsnetzwerk (EMN). Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Working Paper 25.

Integrierst du noch? Oder lebst du schon!

Ein umF - Zwei Familien Ein Paradebeispiel der Integration eines umF in eine Pflegefamilie

"Hamin, deine Mama und dein Papa sind da", sagten sie. Dieser Satz brannte sich in meinen Kopf und erinnert mich bis heute immer wieder an den Tag meiner Ankunft in Deutschland. „Meine Mama und mein Papa sind da? Das ist unmöglich!" Denn die Frau und der Mann, die ich vor mir sah, waren nicht meine Eltern, sondern zwei völlig fremde Menschen für mich.

Außerdem lebten sie noch, zumindest meine Mutter. Sie und meine Schwester waren zwar über 4000 Kilometer weit weg, aber ich bin mir sicher, dass sie noch lebten. Nur mein Vater war tot. Erschossen. Von den Taliban in Afghanistan.

Also wozu dann diese neuen Eltern?

Es war Ostern 2008 als ich nach meiner monatelangen Flucht in einem sogenannten Auffanglager in Deutschland landete. Schon am Bahnhof fingen sie mich ab. Zwei Männer in einer grünen Uniform, wahrscheinlich Polizisten. Ich musste meine Fingerabdrücke abgeben und dann brachten Sie mich weg. Wohin? Ich hatte keine Ahnung. Aber ich wusste, ich war nun offiziell ein umF.

Womöglich brachten sie mich an einen besseren Ort als die, die ich in den vergangenen Monaten gesehen hatte. Angst verspürte ich keine, wozu auch, ich hatte viel Elend gesehen und erlebt in den letzten

umF (unbegleiteter minderjähriger Flüchtling): „Als unbegleitet gelten nach gängiger Definition Minderjährige, die ohne Eltern oder Erziehungsberechtigte in das Gebiet der Bundesrepublik einreisen (...). Als minderjährig gilt gemäß den zivilrechtlichen Vorgaben des deutschen Rechts jede Person unter 18 Jahren“. (Deutscher Caritasverband, 2014 S. 17 f.)

Wochen. Es könnte ja nicht noch schlimmer werden als es schon war. Im Gegenteil, dachte ich mir, jetzt wird alles gut. Es war ein grauer Tag damals. Ich war erschöpft von dem langen Weg, vor allem von der Gefangenschaft in Griechenland. Hier sollte doch alles besser werden. „Deutschland“, sagte mein Onkel, „dort hast du eine Zukunft mein Junge. Aussicht auf eine vernünftige Schulbildung und eine bessere Perspektive für dein Leben.“ Ja, das waren die Gründe, warum ich geflohen bin, aber nicht ausschließlich.

Meine Familie stammt aus Afghanistan, bis heute ein sehr gefährlicher und hasserfüllter Staat. Wir waren alle geflüchtet. Meine ganze Familie. Nachdem sie ihn erschossen hatten, waren wir dort nicht mehr sicher. Unser Ziel war Tehran. Wir flohen damals in den Iran, da dort die Umstände ein wenig besser für uns schienen. Eine sichere Zukunft wollten wir haben. Doch auch dort war es nicht sonderlich besser. Denn nachdem ich erfahren hatte, dass ich zurück nach Afghanistan abgeschoben werden sollte, entschied ich mich, weiter zu fliehen. Anfänglich waren wir zusammen unterwegs, mein Onkel und ich. Doch wir wurden auf unserer Reise getrennt. In der Türkei verlor ich ihn. Von da an war ich auf mich allein gestellt, ganz allein mit 16 Jahren. Ich fragte mich durch, nach dem Weg, einem Schlafplatz oder einer Möglichkeit, mein Handy zu laden.

Alles war besser als die Ungewissheit, dass jeder Tag der letzte sein könnte. Nicht zu wissen, ob man am nächsten Tag noch lebt, lässt die Strapazen, die bei einer Flucht auf einen zukommen, etwas erträglicher erscheinen.

Ich wollte das alles auf mich nehmen, auch für meine Familie. Sie sollten nachkommen, sobald ich eine Arbeit gefunden hatte, mit der ich sie alle versorgen konnte. Und ich schaffte es tatsächlich. In Paris angekommen, kaufte ich mir dann ein Ticket für die Bahn, denn ich wollte weiter in eine **bestimmte deutsche** Stadt. Und dort lebe ich bis heute.

Helga und Udo begrüßten mich. Doch ich verstand überhaupt nichts. Ich fühlte mich allein und fremd in einem für mich unbekanntem Land. Ein afghanischer Junge kam auf mich zu. Er erklärte mir in Persisch, dass dies meine neuen Pflegeeltern wären. „Sie kümmern sich jetzt um dich“, sagte er. Doch was er damit meinte, verstand ich nicht wirklich. Aber ich dachte mir, vielleicht ist das in Deutschland so bei UMFs, immer so.

Flucht: Der Bundesfachverband umF schätzt, dass im Jahr 2015 bereits über 30.000 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge nach Deutschland gekommen sind und damit schon mehr als doppelt so viele wie im Jahr 2014. Damit dürften sich mehr als 45.000 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Deutschland befinden.

Udo, mein Pflegevater, sperrte die Tür auf. Einen Moment zögerte ich, doch dann betrat ich mein neues Zuhause. Schön war es hier. Sehr schön. Alles so liebevoll eingerichtet und warm.

Anders als dort, wo ich herkam. Ganz anders. Sie gaben sich wirklich Mühe. Ich bekam sogar zwei eigene Zimmer mit Türen, die ich abschließen konnte.

Und trotz des herzlichen Empfangs fühlte ich mich fremd, allein und fremd. Nach einigen Stunden wurde mir klar, wer diese Frau und der Mann waren, die mich an diesem Tag im „Auffanglager“, so nannten sie es alle, abholten. Sie waren ab diesem Zeitpunkt meine Pflegefamilie. Eine Familie, die sich unvoreingenommen und sehr herzlich um mich kümmerte. Zwar verstand ich anfänglich kein Wort von dem, was sie sagten, aber wir wussten uns trotz den Schwierigkeiten zu helfen. Mit einem Sprachcomputer übersetzen wir uns Wörter und konnten uns so nach und nach immer besser verstehen. Aber die Sprache war trotz allem das größte Hindernis für uns.

Das Geld für meine Flucht bezahlte meine Mutter. 2000 Euro bekamen die Schlepper, damit sie mich nach

Mitgift: Mitgift ist ein Vermögen oder Aussteuer in Form von Geld und Gut, das einer Frau bei der Heirat von den Eltern mitgegeben wird.

Deutschland bringen sollten. Woher das viele Geld kam? Von der Mitgift meiner Schwester. Das ist so üblich bei uns. Aber ich werde dieses Geld zurückzahlen, so schnell wie möglich. Es gehört ja nicht mir und sie haben einen Anspruch darauf. Ich wollte es ja schon von Anfang an. Nur wie? Wie sollte ich so schnell so viel Geld aufreiben. Wir hatten auch Kontakt, zumindest manchmal. Via Skype oder per Telefon, das was eben zwischen Deutschland und dem Iran so möglich war. Heimweh? Ja das hatte ich auch. Oft sogar.

Sie war immer wieder weg. Helga war immer wieder weg. So kam es mir zumindest vor. Und das gefiel mir ganz und gar nicht. Ich war alleine, hatte Langeweile und wusste nichts mit mir anzufangen. Ich konnte kein Fernsehen schauen, da ich die Sprache ja nicht verstand. Ein Buch lesen ging dementsprechend auch nicht. Also was sollte ich mit mir und meiner Zeit nur anfangen? Es wurde besser, als ich in die Schule gehen konnte. Helga kümmerte sich darum. Sie nahm mich mit zu ein paar Schulen im Umkreis, die ich mir anschauen sollte. Ich war ja schon in der Schule, fünf Jahre lang. Koranschule in meiner Heimat. Hier war das doch ein wenig anders. Aber es gefiel mir. Nach einiger Zeit hatte ich Freunde gefunden und verstand die Sprache immer besser.

Nach ein paar Wochen gingen Sie mit mir zu dieser Frau. Eine Psychologin, sagten sie mir. Sie sollte mir helfen, endlich wieder schlafen zu können. Helga hatte mich dorthin gebracht, weil ich nächtelang immer wieder diese Alpträume hatte. Ich wuss-

te zwar, dass ich in Sicherheit bin und doch fühlte ich mich dauernd auf der Flucht. Ständig sah ich diese Bilder vom Krieg, von Menschen, die schrien und Angst hatten. Und die ständige Angst, erwischt zu werden, abgeschoben zu werden, war mein steter Begleiter. Es wurde besser mit der Zeit, denn die Psychologin konnte mir helfen, mein Trauma, so nannten sie es, in den Griff zu bekommen. Sehr hilfreich dabei war auch, dass wir dieselbe Sprache sprechen. Das machte es mir vertrauter und einfacher. Ich konnte endlich wieder schlafen, ohne Angst und ohne ständig auf der Flucht zu sein, in meinen Gedanken und Träumen.

Es kam auch zum Prozess. Sie wollten sichergehen, dass ich minderjährig war. Aber auch das schafften wir zusammen als Familie. Helga hat mir da sehr viel geholfen. Sie ist überall mit mir hingefahren, von Amt zu Amt. Und sie hat sich darum gekümmert, dass ich eine Aufenthaltsgenehmigung bekomme und endgültig in Deutschland bleiben konnte. Und so kam es auch.

Paschtunen: Die Paschtunen sind ein ostiranisches Volk in Süd- und Zentralasien, die in Persisch als „Afghanen“ bezeichnet werden. Sie sind das am weitesten verbreitete Volk in Afghanistan und gleichzeitig die Namensgeber Afghanistans.
<http://www.eslam.de/begriffe/p/paschtunen.htm>

Die Zeit verging schnell und mir ging es sehr gut bei meiner neuen Familie. Es war kurz vor Weihnachten, die Tür ging auf, und noch ein afghanischer Junge stand in unse-

rer Küche. „Hamin, er lebt ab jetzt bei uns, genauso wie du“, sagten sie. Doch mir gefiel das nicht besonders. „Wer kümmert sich denn jetzt um mich“, dachte ich mir. Er braucht doch eine Menge Zeit, um sich hier einzuleben und viel Aufmerksamkeit von Ihnen. Er war auch Afghane aber auch Paschtune. Also anders als ich. Zwar sprechen wir die gleiche Sprache, haben jedoch völlig andere Lebensweisen. Anders als ich, wollte er nicht am Tisch sitzen und mit uns essen. Oder in dem Bett schlafen, das für ihn ausgesucht wurde. Er wollte das alles nicht. Vielleicht auch wegen seiner schlimmen Kopfschmerzen. Er wurde vermutlich angeschossen. Die Wunde war nicht zu übersehen. Außerdem ging es ihm sehr viel schlechter als mir, das merkte man schon. Helga meinte, es funktioniere nicht mit ihm, er hält sich an keine Regeln und ein Zusammenleben wäre nicht möglich. Er war dann auch nicht lange da. Nach ein paar Tagen kam er nie wieder.

Schon mit sieben hatte ich angefangen zu arbeiten. Auf einer Obstplantage in meiner Heimat. Es machte mir nichts aus, womöglich, weil ich es auch nichts anders kannte.

Ich musste die Familie ernähren und sehen, dass wir überleben. Mein Vater war ja tot und mein Stiefvater schwer krank, also musste, ich die Rolle des Versorgers in der Familie übernehmen. Schon dort lernte ich sehr schnell, was es heißt, selbstständig zu sein.

Also wollte ich nach etwa zwei Jahren meine Pflegefamilie verlassen. Ich hatte den Entschluss gefasst, auszuziehen und selbständig zu sein. So ist das üblich bei uns, wenn man volljährig ist. Doch Helga und Udo gefiel das nicht. Die Jungs aus meiner afghanischen Gemeinde erzählten mir, wie toll es ist, eine eigene Wohnung zu haben. Alle umFs die ich kennen gelernt hatte, wohnten alleine. Und das wollte ich nun auch. Ich wollte nicht mehr, dass sich jemand um meine Angelegenheiten kümmert, um meine Post beispielsweise. Ich war volljährig und forderte, das alles selber zu regeln. Der Tag kam dann auch. Und ich konnte endlich meine erste eigene Wohnung beziehen. Hilfe bekam ich immer noch von Helga, Udo und einem Sozialarbeiter. Doch irgendwie hatte ich mir das doch anders vorgestellt. Ich wollte wieder zurück. In mein gewohntes Umfeld. Zu Helga. Zu Udo. Zu meinen Pflegegeschwistern Sara und Sandra. Doch das war nun nicht mehr möglich. Ich schaffte es trotzdem, mich zurechtzufinden. Und heute wohne ich schon seit über drei Jahren alleine.

Meinen Hauptschulabschluss schaffte ich auch. Doch was sollte dann kommen? Eine Arbeit auf dem Bau, das war nichts für mich. Ich hatte schon einige Praktika in diesem Bereich gemacht. Udo hatte mich dahin vermittelt. Doch das gefiel mir alles nicht. Etwas mit Menschen wollte ich machen, mit alten Menschen. Mit denen komme ich sehr gut zurecht. Ich entschied mich dann, ein Praktikum in einem Altenheim zu machen und das war genau das, was ich immer machen wollte. Zum jetzigen Zeitpunkt mache ich eine Ausbildung zum Altenpflegehelfer. Und es macht mir sehr viel Spaß.

Sie waren wirklich großartig zu mir. Alle. Sie haben mich von Anfang an akzeptiert und als Teil der Familie angesehen. Nie hatte ich das Gefühl, nicht erwünscht zu sein oder nicht dazuzugehören. Im Gegenteil. Noch heute feiern wir zusammen Geburtstage und Feiertage. Und trotz der alltäglichen Schwierigkeiten und vor allem wegen der Sprachdifferenzen haben wir es hinbekommen. Humor half uns dabei. Denn Lachen hat nur eine Sprache.

Sieben Jahre lebe ich nun schon in Deutschland. Glücklich? Ja das bin ich auf jeden Fall. Glücklich darüber, dass ich zu so einer tollen Familie gehöre! Zurück? Nein das kann ich mir nicht vorstellen. Vielleicht mal, um Urlaub zu machen, aber ganz in meine Heimat zurück möchte ich auf keinen Fall, denn hier ist jetzt mein neues Zuhause.

Mein Name ist Hamin. Ich bin 24 Jahre alt und ein umF aus Afghanistan.

Ich bin Deutscher.

Und habe heute zwei Familien.

(Tatjana Septimus)

Literatur

Deutscher Caritasverband (2014)

Enzyklopädie des Islams (2006): Paschtunen. Online verfügbar unter:
<http://www.eslam.de/begriffe/p/paschtunen.htm> [29.08.2016].

Flucht?

Mitgift?

Gefangen, um frei zu sein – Alltag im Kirchenasyl

Ich trete über die Türschwelle aus Stein und gehe einfach geradeaus. Links und rechts sitzen Gottesdienstbesucher auf dem Kirchengestühl. Ich gehe weiter. Auch am Altar gehe ich vorbei, immer weiter, immer weiter – bis ich vor einer Wendeltreppe stehe, die nach oben keine Grenzen zu haben scheint. Irgendwann am Ende der Treppe angelangt, erscheint eine alte, hölzerne Tür, die ich mit einem quietschenden Geräusch langsam öffne. Was sehe ich hinter dieser Tür? Einen Raum, der an die 20m² fasst, etwas mehr als eine Gefängniszelle. Am einzigen Fenster des Raumes steht ein junger Mann, der die Minderjährigkeit gerade erst überschritten hat. Sein Blick schweift nach draußen, denn dort wäre er jetzt gern – doch das bedeutet Abschiebung.

So stelle ich es mir vor, als der heute 21-jährige Jome mir erzählt, wie er noch bis vor Kurzem ein ganzes Jahr lang im Kirchenasyl gelebt hat. Ich habe mich mit ihm

Kirchenasyl: „Kirchenasyl“ ist die zeitlich befristete Aufnahme von Flüchtlingen ohne legalen Aufenthaltsstatus, denen bei Abschiebung in ihr Herkunftsland Folter und Tod drohen oder für die mit einer Abschiebung nicht hinnehmbare soziale, inhumane Härten verbunden sind“ (BAG Asyl in der Kirche (a) (o. J.)).

verabredet, um Genaueres darüber zu erfahren. Wie sieht das Leben im Kirchenasyl eigentlich aus? Diese Frage beschäftigt mich, seitdem ich Jome vor einem Jahr während meines Praktikums kennen gelernt und von seiner Vergangenheit erfahren habe. Glücklicherweise sind für die nächsten zwei Hochschulseester im Rahmen des Studienprojekts unter der Leitung von Prof. Dr. Ulrike Zöller Sozialreportagen über „Ursachen und Auswirkungen von Flucht in unserer nahen Umgebung“ vorgesehen. Diese Gelegenheit nutze ich, um der Frage nach Jomes ehemaligen Leben unter den Umständen des Kirchenasyls ethnographisch nachzugehen. Dazu begeben sich mich direkt ins Feld, also ins Pfarrhaus und sitze nun mit ihm auf der Couch in seiner Wohnung, um mir seine Geschichte anzuhören.

Doch jede Geschichte hat auch eine Vorgeschichte und diese beginnt in Jomes Fall vor etwa vier Jahren in Teheran. Seine Eltern kommen ursprünglich aus Afghanistan, einem Land, das seit über 30 Jahren schwer vom Krieg gezeichnet ist. Aus diesem Grund fliehen sie noch vor Jomes Geburt in den Iran. Doch auch hier ist ein freies und menschenwürdiges Leben für Afghanen schwer möglich und so fasst Jome mit

17 Jahren den Entschluss, nach Deutschland zu kommen, um hier ein besseres Leben zu führen. Die Einwände seiner Eltern klingen ihm noch in den Ohren, als sei es gestern gewesen:

„[...] Ja das war für mich wirklich sehr schwierig, weil meine Eltern waren nicht damit einverstanden, dass ich hier nach Deutschland komme, aber ich habe gesagt: „Nee, ich möchte jetzt gehen, weil ich kann nicht auch für immer bei euch bleiben, ich verlasse euch irgendwann.“ [...] „Und dann die haben gesagt: „Du bist noch zu jung und wie willst du denn überhaupt die Flucht überstehen?“ Und dann hat mein Vater irgendeinen Schlepper gefunden, [...] mit dem er dann geredet hat, dass er mich dann nach Europa bringt. Und dann bekommt er so ungefähr 10, 10.000 Dollar, 10.000 Dollar dafür, bis Italien. Und von Italien sollte ich dann selber weiterkommen nach Frankreich und nach, nach Deutschland mit dem Zug oder irgendwie.“

Anfangs ist Jome nicht allein, denn sein gleichaltriger Freund begleitet ihn auf dieser gefährlichen Route: Nächtlicher Fußmarsch über die Berge in die Türkei. Tagelang in einem stickigen Lkw eingesperrt und durch das Land transportiert. Kaum Essen, kaum Trinken, kaum Luft. Und zu guter Letzt: Mit 150 Mann in einem kleinen kaputten Fischkutter übers Mittelmeer nach Italien. Hier müssen sie ihre Fingerabdrücke hinterlassen, fliehen aber dennoch weiter und erreichen nach insgesamt einem Monat Flucht ihr Ziel – Deutschland. Für den einen Fluch, für den anderen Segen, denn Jome wird im Rahmen der Jugendhilfe in Obhut genommen, während sein Freund noch in der Nacht der Ankunft abgeschoben wird. Begreifen kann Jome das bis heute nicht:

„[...] „Dann habe ich zu Polizei gesagt: „Nee Leute, ich habe echt keinen Bock mehr. Ähm. Ich kann nicht einfach mehr, ich habe keine Kraft mehr, ich möchte hier einfach bleiben.“ Dann habe ich eine Asylantrag gestellt in den Moment und meine Kumpel auch, aber, aber irgendwie es war richtig Scheiße weil ich konnte das einfach nicht glauben, meine Kumpel in diese Nacht wieder nach Italien abgeschoben.“

Das gleiche Schicksal soll Jome ein Jahr später erleben, denn nur drei Tage nach seinem 18. Geburtstag liegt der Abschiebungsbescheid im Briefkasten.

„[...] Es war alles super gut, es ist alles super gut gelaufen, bis ich dann diese Abschiebung bekommen habe. [...] Meine Betreuerin kommt so ungefähr an einem Tag, so ungefähr zwei oder drei Uhr und kommt zu mir und sagt: „Du hast eine Abschiebung bekommen nach Italien. Heute um vier Uhr kommen die Polizei hier zu deiner Wohnung, die klingeln erst. Wenn du die Tür aufmachst, ist alles super gut, dann kommen sie rein, dann packst du alle deine Sachen und dann gehst du mit denen. Aber wenn du die Tür nicht aufmachst, dann habe die Schlüssel und kommen rein, dann nehmen die dich einfach, ob du angezogen bist oder nicht, das ist denen dann egal [...].“

Doch soweit kommt es nicht! Jome erzählt mir, dass ein Bekannter ihn auf das Kirchenasyl aufmerksam gemacht hat und berichtet von der Suche:

„[...] Das war auch nicht so einfach eine Kirche zu finden, eine Kirchenasyl, weil es gibt natürlich viele Kirchen auch hier im Ort und im Nachbarort, aber sie wollen keine Kirchenasyl aufnehmen, weil das ist sehr schwierig, die sagen: „Hey wir können diese Schwierigkeit nicht überstehen, weil die Leute können einfach nicht aushalten, diese lange Zeit, man weiß einfach nicht wie lange (..) in Kirche.“ Daher ich war ungefähr einen Monat illegal in Deutschland, wo die Polizei nach mir gesucht haben. [...] ich habe mich irgendwo versteckt. Ja, auf der Straße habe ich auch manchmal geschlafen und so.“

In diesem Moment denke ich an meine ursprüngliche Frage zurück. Wie sieht das Leben im Kirchenasyl eigentlich aus? Viele Kirchen scheuen sich anscheinend davor, Flüchtlingen Asyl zu gewähren, weil sie befürchten, ihnen damit zu viel zuzumuten. Laut Jome haben Kirchen große Bedenken darüber, ob ein Leben im Kirchenasyl aushaltbar ist. Aber was genau muss hier denn ausgehalten werden? Die Antwort darauf kann mit wenigen Worten gegeben werden und umfasst doch so vieles: Der trostlose Alltag, der durch einen hohen Grad an Isolation gekennzeichnet ist.



„[...] Hey man, ich bin achtzehn, ein Jahr dann werde ich neunzehn, dann bin ich im Kirchenasyl und ich kann dort nichts machen. Ich habe keinen Ausweis, ich darf die Kirchengelände nicht verlassen, ich kann mich nicht einfach mit meine Freunde in der Stadt treffen, ich kann nicht rausgehen, ich kann nicht in die Disco gehen, ich kann nicht in die Schule gehen, ich kann nix machen. Was für ein Leben ist das?“ Es war richtig schwierig für einen jungen Mann, der achtzehn geworden ist [...].“

Kanis, Enrico (2015)

Wenn ich mir das Bild von Jomes kleinem Zimmer mit dem oben Gesagten vor mein inneres Auge rufe, dann muss ich an ein Seminar mit dem Titel *Totale Institutionen* zurückdenken, das ich im letzten Semester besucht habe, in dem genau solch eingeschränkte Lebenssituationen thematisiert wurden.

„[...] Also, es war eine kleine Zimmer, also, wie gesagt im Turm, richtig oben, wo ich da immer die Treppen so irgendwie rund laufen musste immer, bis ich dann zu meine Zimmer konnte. Also, so bin ich immer gelaufen bis zum Oben. Da war eine, da war eine Tür aus Holz, richtig alte Holz. Dann habe ich die aufgemacht. Dann bin ich in die Zimmer gekommen. Da war eine kleine Zimmer. Nur ein, ein Bett, ein Kühlschrank, eine kleine Küche [...] zwanzig Quadratmeter insgesamt. [...] Das war richtig schrecklich, weil ich immer Angst bekommen hab, weil ich alleine war in die Kirche und auch immer nachts.“

Unter *Totalen Institutionen* werden Wohn- und Arbeitsstätten einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen verstanden, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen (vgl. Goffman 1972, S. 11). Beispiele hierfür sind Gefängnisse, Waisenhäuser und Klöster. Symbolisiert wird der allumfassende und totale Charakter solcher Institutionen durch Beschränkungen des sozialen Verkehrs mit der Außenwelt, sowie der Freizügigkeit, die häufig direkt in die dingliche Anlage eingebaut sind, wie verschlossene Tore, hohe Mauern, Stacheldraht, Felsen, Wasser, Wälder und Moore (vgl. Watzka (2011, S. 27f.).

Viele Parallelen zu Jomes Leben im Kirchenasyl werden hier deutlich: Für eine lange Zeit war er von der übrigen Gesellschaft durch hohe Mauern abgeschnitten. Dadurch hatte er kaum sozialen Verkehr mit der Außenwelt und sein Leben nach klaren Regeln ausgerichtet.

13 Monate hat er unter diesen Bedingungen im Kirchturm gelebt. Etwas mehr als ein Jahr, in dem er immer wieder mit dem Gedanken spielte, seinen scheinbar hoffnungslosen Alltag im Kirchenasyl ein Ende zu setzen und damit eine sofortige Abschiebung in Kauf zu nehmen. Aber wer oder was hat ihn im Endeffekt dann doch davon abgehalten?

1. Sein eigenes Durchhaltevermögen durch Ritualisierung des Tagesablaufes :

„Ja und dann hörst du halt Musik und dann machst du das Essen, isst du das und dann lernst du halt bisschen Deutsch und dann äh entweder hab ich damals telefoniert dann mit meinen Eltern oder mit meine Kumpels und so und dann äh guck ich halt im äh Internet einen Film oder irgendwie versuchst du, die Zeit irgendwie zu verbringen. Dass diese Zeit dir nicht so belastend wird, weißt du.“

2. Seine eigene Sicht darauf, wie er mit strengen Regeln umgehen kann:

„[...] Eigentlich durfte ich nicht das Kirchengelände verlassen, aber ich bin manchmal einfach rausgegangen, weil ich konnte einfach nicht die ganze Zeit in einem Zimmer bleiben oder nur um die Kirche einfach rumlaufen konnte ich einfach nicht. Manchmal rausgegangen, mich mit meine Kumpel getroffen, aber das war gefährlich halt.“

3. Sein Kontakt zu ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Kirche, die Jome kurz den *Unterstützungskreis* nennt:

„[...] Da war Unterstützungskreis, sie haben mich immer richtig unterstützt, sie haben sich immer um mich gekümmert und haben zu mir gesagt: „Bleib hier, irgendwann wird alles wieder gut. Ja wir sind immer für dich da“ [...].“

Abgesehen von diesen motivierenden Worten hat der Unterstützungskreis in vielerlei Hinsicht für das Wohlergehen Jomes gesorgt. Fast täglich haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kirche ihn in seinem Zimmer besucht und ihn mit allem versorgt,

was er zum Leben brauchte. Auch Lernmaterial haben sie ihm zur Verfügung gestellt und ihm zweimal wöchentlich privaten Deutschunterricht gegeben, sodass er sich extern auf den Hauptschulabschluss vorbereiten konnte. Eine willkommene Abwechslung für ihn waren auch immer die Gottesdienste, an denen er still und leise teilgenommen hat. Diese haben ihn sogar so sehr fasziniert, dass er über Monate hinweg einen Glaubenskurs bei dem Pfarrer der Kirche besuchte.

So hat sich das Durchhaltevermögen letztendlich für Jome gelohnt und die Worte des Unterstützungskreises sind wahr geworden. Irgendwann ist wirklich alles wieder gut geworden. Genau gesagt an dem Tag, als Jome seine Aufenthaltsgenehmigung erhalten hat. Nach 13 Monaten Kirchenasyl. Und heute? Hauptschulabschluss, Mittlere Reife, Führerschein – alles schon gepackt. Gerade dabei, sich auf die Prüfung fürs Fachabitur vorzubereiten, um danach ein Studium zu beginnen. Und in der Freizeit? Da hilft er den nachkommenden Flüchtlingen im Kirchenasyl, um zu zeigen, wie dankbar er für die Hilfe ist, die er selbst erhalten hat.

„[...] Natürlich können sie kein Deutsch. Und dann helf ich auch ihnen bisschen beim Übersetzen. Wenn sie dann zu Anwalt oder Anwältin gehen oder Hilfe allgemein beim Übersetzen brauchen, bin ich für sie da. [...] Ich meine, ich war ja selber in diese Situation. Natürlich wenn sie was wollen oder brauchen, wenn ich in der Lage bin, das zu machen, mach ich gerne, weil ich kann ihnen vollkommen verstehen.“

Ich schaue Jome an und kann es kaum fassen, dass ein Mensch so ehrgeizig, erfolgreich und lebensfroh ist, nachdem er das alles durchlebt hat. Zum Abschied frage ich ihn noch an der Tür, was für ihn das Schwierigste an der Zeit im Kirchenasyl gewesen sei. Er antwortet mir:

„Dass ich keine Perspektive hatte. Dass ich nicht wusste, wie lange ich noch bleiben muss. Ob ich überhaupt irgendwann frei werden kann. Ob ich die Freiheit überhaupt wieder erleben kann.“

Aktuelle Zahlen Kirchenasyl: Die Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche veröffentlicht monatlich Statistiken über die bekannten Fälle von Kirchenasylen. Diese Zahlen steigen jährlich. Während beispielsweise im Dezember 2014 bundesweit 203 Kirchenasyle verzeichnet wurden, liegt die Zahl ein Jahr später bei 278 (vgl. BAG Asyl in der Kirche (b.) (o. J.)).

Ich verabschiede mich von ihm und auf dem Nachhauseweg denke ich noch lange über diese Worte nach. Irgendwie klingt es paradox. Men-

schen, die im Kirchenasyl leben, leben mehr oder weniger freiwillig gefangen, in der Hoffnung, eines unbekanntes Tages endlich in Freiheit leben zu dürfen. Sie hoffen auf eine Freiheit, die sie in ihren Heimatländern vergeblich suchen. Sie wünschen sich eine Freiheit, die hierzulande ein unbewusstes und doch allgegenwärtiges Gut ist. Ich frage mich: Warum konnte Jome die Aufenthaltsgenehmigung nicht schon viel früher erhalten? Warum musste er sich dafür erst ein ganzes Jahr in einem Kirchturm verstecken? Kann das wirklich der einzige Ausweg sein?

Fragen über Fragen, auf die ich wohl in absehbarer Zukunft keine Antworten bekommen werde. Vielleicht aber auch Fragen, die sich die richtigen Personen am richtigen Ort stellen, wenn sie diesen Beitrag lesen.

(Medina Ciftci und Enrico Kanis)

Literatur

BAG Asyl in der Kirche (a) (o. J.). Erstinformation. Online verfügbar unter: http://www.kirchenasyl.de/?page_id=337 [21.12.2015].

BAG Asyl in der Kirche (b) (o. J.). Aktuelle Zahlen: Kirchenasyle bundesweit. Online verfügbar unter: http://www.kirchenasyl.de/?page_id=4 [21.12.2015].

Goffman, Erving (1972). Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Watzka, Carlos (2011). Zur Interdependenz von Personal und Insassen in „Totalen Institutionen“: Probleme und Potentiale von Erving Goffmans „Asyle“. In: Bretschneider et. al. (Hrsg.). Personal und Insassen von „Totalen Institutionen“ – zwischen Konfrontation und Verflechtung. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 25-56.

Eine „kranke“ Bürokratie

Ich sitze seit fast drei Stunden in diesem stickigen kleinen Raum im Jobcenter. Hier mache ich heute meine Beobachtung im Zusammenhang mit einem Studienprojekt, das Bestandteil meines Studiums ist. Der Raum ist schön eingerichtet, in den Pausen zwischen den Gesprächen konnte ich mir alles detailliert anschauen. Es ist Sommer. Draußen sind über 30 Grad und meine Wasserflasche ist schon fast leer. Eine Vase mit gelben Blumen steht neben dem Computer. Während ich allein in dem von Jalousien abgedunkelten Raum auf den nächsten Termin warte, überlege ich, wie diese Blumen heißen. Die Beraterin ist mit dem Übersetzer vor der Tür eine Zigarette rauchen. Es fällt mir nicht ein und ich will gerade mein Handy aus der Tasche holen, als die beiden zusammen mit dem nächsten „Kunden“ die Tür hereinkommen. Kunde, so nennen die Mitarbeiter des Jobcenters die Menschen, die hier Unterstützung suchen. Ich stecke mein Handy wieder in die Tasche und stehe auf, um dem Kunden zur Begrüßung die Hand zu geben.

Ich stelle mich dem Mann vor. Er sieht sehr krank aus. Blass, blutunterlaufene Augen, ein großes Pflaster über seinem linken Ohr. Ich versuche mir von meinem Mitleid nichts in meinem Blick anmerken zu lassen. Der Mann gibt mir seine kalte Hand und lächelt. Er ist mir direkt sympathisch. Alle setzen sich hin, die Beraterin hinter den Schreibtisch, Kunde und Übersetzer davor und ich gegenüber der Beraterin neben den Schreibtisch. Der Mann tupft sich die Stirn mit einem Taschentuch ab. Seine hellbraune Aktentasche klemmt er sich fest unter seinen linken Arm, seine dünne beige Jacke behält er an. Er trägt eine dunkle Jeans und ein weißes Hemd, es fehlt ein Knopf. Die Beraterin begrüßt den Mann noch einmal freundlich und sagt dann, dass sie sein ärztliches Attest vorliegen habe, er aber gerne selbst erzählen könne, wenn er möchte. Er wendet seinen Blick vom Boden auf sie und antwortet leise etwas auf Arabisch. Woran er erkrankt sei, würde in dem Arztbrief stehen, erläutert der Übersetzer daraufhin. Es folgt eine Pause, die mir länger vorkommt als sie wahrscheinlich ist. Fast bin ich kurz davor, etwas zu sagen, aber der Kunde kommt mir zuvor. Er öffnet seine Aktentasche und nimmt zwei Briefe heraus. Er sei an Leukämie erkrankt, sagt er, und reicht der Beraterin die beiden Briefe. Sie schaut mich an und erklärt, dass es sich hierbei um den Arztbrief und ein Schreiben vom Jobcenter

handele. Der Mann schaut den Übersetzer an und fragt, ob er sich denn auch bei seinem Sachbearbeiter beim Jobcenter melden müsse. Noch bevor die Beraterin antworten kann, erzählt der Übersetzer, dass der Mann 40 Tage lang Patient in einem Krankenhaus und anschließend zwei Wochen in einer Universitätsklinik war. Von hier aus wurde er in das Seniorenheim der Universitätsklinik verlegt. Der Mann tupft sich wieder Schweiß von seiner Stirn und schaut zu Boden. Die Mitarbeiterin möchte wissen, ob er eine Wohnung in Aussicht habe. Die Wangen des Kunden erröten etwas bei dieser Frage. Er fängt sofort an zu erzählen, dass er in dem Altenheim überhaupt nicht versorgt würde und sich um alles selbst kümmern müsse. Er sei im Prinzip lediglich zum Schlafen dort. Trotzdem hätten sie ihm eine Rechnung ausgestellt, in der Dinge aufgelistet seien, die nicht stimmen würden. Die Beraterin hebt beruhigend ihre beiden Hände in die Luft und lächelt. Sie empfiehlt, mit der Rechnungsstelle Kontakt aufzunehmen, da sie sich in solchen Fällen zu wenig auskenne. Der Mann nickt, lehnt sich etwas nach vorne und öffnet den Mund leicht, scheint es sich dann aber doch anders zu überlegen und lehnt sich wieder in seinen Stuhl zurück. Er nimmt die Unterlagen wieder an sich und packt sie in seine Tasche. Dann klemmt er sich die Aktentasche wieder unter den linken Arm.

Er sitzt steif in seinem Stuhl und hat die Hände in seinem Schoß gefaltet. Die Beraterin lächelt ihn an und atmet einmal hörbar tief ein und aus. Sie schaut den Mann an und stellt fest, dass eine berufliche Tätigkeit wegen seines Krankheitsbildes nur schlecht in Frage käme. Darauf antwortet der Mann, sein HB-Wert sei relativ niedrig, seine Blutwerte seien insgesamt sehr schlecht. Ansonsten lägen aber keine gesundheitlichen Störungen vor. Von Seiten der Beraterin kommt der Vorschlag, ein öffentliches ärztliches Gutachten erstellen zu lassen, in dem seine Arbeitsfähigkeit überprüft wird und das dann auch für das Jobcenter gilt. Sofort sucht der Mann etwas in seiner Tasche. Nach einer Weile hat er offensichtlich gefunden, wonach er gesucht hat. Er hält einen Zettel in der Hand, der aussieht wie ein Attest. Die Mitarbeiterin möchte eine Kopie davon machen. Der Mann gibt ihr den Zettel und nickt. Sie greift das Thema wieder auf und erklärt, dass sie ein amtsärztliches Attest vom Gesundheitsamt brauche. Wenn dort festgestellt würde, dass er länger als sechs Monate nichts arbeiten oder machen könne, könne er in die Sozialhilfe. Auf die Frage, ob er mit einer solchen Untersuchung einverstanden wäre, antwortet er direkt, dass dies über-

haupt kein Problem für ihn sei. Er lächelt etwas. Die Beraterin lächelt zurück und sagt dann, dass er eventuell auch bei der Rentenversicherung vorstellig werden müsse, nachdem er beim Gesundheitsamt war. Sie erklärt ihm warum und ich merke, dass ich nicht mehr richtig bei der Sache bin.

Ich überlege, wie schlimm es für diesen Mann sein muss, an dieser Krankheit zu leiden, dazu noch ganz alleine in einem fremden Land. Ich finde es nicht in Ordnung, dass er sich in dieser Situation so viele Gedanken über bürokratische Abläufe machen muss, wo nicht einmal klar ist, ob er noch lange lebt. Und wie muss es für die Beraterin sein, ihm in dieser Situation diese ganzen Fragen zu stellen? Es scheint ihr unangenehm zu sein. Sie traut sich kaum, dem Mann in die Augen zu schauen. Ich versuche aber für den Moment nicht mehr darüber nachzudenken, um nicht so viel von dem Gespräch zu verpassen. Später kann ich mir immer noch Gedanken darüber machen. Der Mann erzählt gerade davon, dass er momentan Bluttransfusionen bekomme und bald eine Knochenmarkspende anstehe. Er lächelt kurz. „Den Spender kenne ich noch nicht.“ Dann senkt er seinen Blick wieder und spielt an seinen Fingernägeln herum. Die Beraterin möchte wissen, wo die Knochenmarkspende stattfinden wird. Der Mann antwortet, woraufhin die Beraterin erwidert, dass sie alles dokumentieren und dem Gesundheitsamt melden müsse. Dafür brauche sie von ihm eine Schweigepflichtsentbindung, damit das Gesundheitsamt sich mit den jeweiligen Ärzten in Verbindung setzen könne. Der Mann schaut den Übersetzer fragend an und tupft sich wieder mit seinem Taschentuch die Stirn ab. Der Übersetzer scheint ihm alles noch einmal zu erklären. Diese Erklärung könne aber bis nach dem Gespräch warten, betont die Beraterin freundlich. Seine Gesundheit wäre im Moment das Wichtigste, auch ein Sprachkurs könne warten.

Die Beraterin schaut fast immer den Übersetzer an, wenn sie etwas sagt. Es ist jetzt das erste Mal, dass sie den Kunden direkt und lange anschaut. Sie könne den Mann gerne für einen Sprachkurs anmelden, den er dann aber erst anfangen könne, wenn er gesund sei. Er bejaht lächelnd und erzählt, dass er jetzt schon zwei Mal in der Woche freiwillig zu einem Sprachkurs gehe, wenn er sich fit fühle. Es sei alles abgeklärt. Er möchte den Sprachkurs erst richtig beginnen, wenn er ganz gesund sei. Die Beraterin schaut ihn immer noch an, lächelt und betont wieder, dass es erst wichtiger

sei, seine Gesundheit wiederherzustellen. Sofort beginnt sie, die Bedingungen für eine sogenannte Ortsabwesenheit zu erläutern: Bei weiteren und längeren Reisen oder Ausflügen immer das Jobcenter informieren! Der Mann würgt sie ab. „Wo soll ich denn hin?“, er bleibe hier. Er schaut den Übersetzer an und dann starrt er die Wand hinter mir an. Wenn er zum Gesundheitsamt oder zum Arzt müsse, müsse er dem Jobcenter einen Beleg bringen, falls er deshalb einen Termin dort versäumen sollte, sonst würde ihm Meldeversäumnis vorgeworfen. Er schaut immer noch nachdenklich an die Wand und sagt, dass er ab dem nächsten Monat im Krankenhaus in ein Zimmer gesperrt wäre. „Was soll ich machen, wenn ich in dieser Zeit einen Brief vom Jobcenter bekomme?“ Er sagt, es sei ihm sehr wichtig, dass das Jobcenter wisse, dass es nicht an ihm, sondern an seiner Behandlung liege, falls er sich nicht melden sollte. Die Beraterin antwortet, es sei gut, das alles zu wissen. Sie gebe dem Gesundheitsamt Bescheid. Der Mann lächelt zufrieden und schlägt vor, einen Beleg zum Jobcenter zu bringen, bevor er ins Krankenhaus geht. Der Beraterin ist ihre Begeisterung über diesen Vorschlag anzusehen, sie habe dann einen Nachweis und könne ihn im System als „krank“ melden. Wieder betont sie, dass man erst einmal abwarten müsse, wie der Krankenhausaufenthalt läuft und wie sich alles entwickle. Trotzdem weist sie ihn darauf hin, dass es gut wäre, wenn er sich während der Behandlung ab und zu bei ihr melden und sie unterrichten würde, wie es aussieht. Nach seiner Operation würde er dann wieder vom Jobcenter zu einem Termin geladen. Der Kunde zeigt keine Reaktion. Er schaut auf den Boden. Die Beraterin dreht sich zu ihrem Computer und erklärt, dass sie jetzt den Gesundheitsfragebogen für das Gesundheitsamt ausfüllen wird. Sie tippt etwas auf der Tastatur, der Übersetzer redet mit dem Mann in arabischer Sprache.

Nach einer Weile möchte die Beraterin wissen, was der Mann gerne arbeiten würde, wenn er könnte. Er wäre auch hier gerne Zahnarzt, wie in seiner Heimat. Er habe in Griechenland einen internationalen Abschluss gemacht, der auch hier anerkannt werden könne. Erst jetzt erwähnt die Beraterin, dass sie diese Informationen für den Fragebogen brauche. Für ihn käme beruflich auch kein anderer Bereich in der Medizin in Frage, ergänzt er noch schnell. Der Mann erklärt ihr die Diagnose, die auf dem Arztbrief geschrieben ist, nachdem sie lachend zugibt, nicht alles zu verstehen. Jetzt lachen alle kurz auf. Sie möchte wissen, ob er hier einen Hausarzt habe. Er lacht

laut. „Nein, ich habe, will und brauche keinen!“ Auch die Frage nach einer Krankenschreibung verneint er. Die Beraterin fragt nach seiner Krankenkasse. Er sei seit Kurzem bei der **AOK** versichert und habe eine Bescheinigung der Krankenkasse mit seiner Diagnose, die vom Arzt noch ausgefüllt werden müsse. Diese würde er dann sofort beim Jobcenter vorbeibringen. Sie bedankt sich und fragt nach Behinderung, Kur, Reha und dem ärztlichen Dienst im Arbeits- und Gesundheitsamt. Alles wird von dem Mann verneint. Dann möchte sie die Schweigepflichtsentbindung durchgehen. In diesem Moment zeigt der Übersetzer auf das linke Ohr des Kunden und sagt etwas auf Arabisch. Der Mann zeigt auf sein Ohr und lächelt, dann antwortet er, ebenfalls auf Arabisch. Während die beiden sich weiter auf Arabisch unterhalten, erklärt die Beraterin mir, dass sie den Gesundheitsfragebogen jetzt fertig gemacht und die Schweigepflichtsentbindungen für die Krankenhäuser ausgedruckt habe, falls von Seiten des Gesundheitsamtes noch Fragen aufkommen würden.

Sie legt dem Mann die drei Blätter vor und reicht ihm einen Kugelschreiber. Der Mann unterbricht sein Gespräch mit dem Übersetzer, nimmt eines der Blätter in die Hand und schaut es fragend an. Dann dreht er sich zum Übersetzer hin. Die Beraterin erklärt, dass er alle drei Dokumente unterschreiben müsse. Der Übersetzer schaut sich alles an und sagt etwas auf Arabisch zu dem Mann. Daraufhin lächelt dieser und unterschreibt alle drei Dokumente. Er legt den Stift auf den Tisch und tupft sich seine Stirn mit dem Taschentuch ab. Er schwitzt immer mehr. Er schaut zuerst die Beraterin und dann mich an und entschuldigt sich. Die Beraterin betont, dass es kein Problem sei und lächelt. Sofort wechselt sie das Thema und spricht die Eingliederungsvereinbarung an. Die Eingliederungsvereinbarung würde zwischen dem Jobcenter und dem Kunden gelten. Sie regle die Bemühungen und Aufgaben auf beiden Seiten, den erwerbsfähigen Arbeitslosen im Arbeitsmarkt einzugliedern und enthält so im Falle von Flüchtlingen zunächst etwa Abmachungen über den Besuch eines Sprachkurses. Die Beraterin erklärt, dass sie auf der Vereinbarung des Mannes „unter ärztlicher Begutachtung“ vermerkt habe. Der Mann möchte wissen, wie lange dies gültig sei. Für gewöhnlich gelte die Vereinbarung sechs Monate, sei aber auch jederzeit abänderbar, je nachdem wie es bei ihm gesundheitlich weiterginge.

Der Mann schließt seine Augen und reibt sie sich mit seinen Händen. Er sieht sehr müde aus. Die Beraterin sagt, dass es nicht mehr lange dauern würde und fragt den Übersetzer nach der Handynummer des Kunden. Er liest sie aus seinem Handy vor. Sie merkt kurz an, dass die Nummer unbedingt aktuell sein müsse, was der Übersetzer übergeht. Dann druckt sie die Vereinbarung aus und legt sie dem Mann zur Unterschrift vor. Ohne eine Erklärung des Übersetzers unterschreibt er direkt. Die Beraterin macht eine Kopie und reicht sie dem Mann. Er faltet sie einmal in der Mitte zusammen und steckt sie zu den anderen Unterlagen in seine Aktentasche. Der Mann steht auf. Die Beraterin möchte wissen, ob er noch Fragen habe. Er verneint, sagt „Dankeschön“ und lächelt sie an. Sie wünscht ihm viel Glück für seine Operation. Er nickt und verlässt alleine den Raum.

Dieses Gespräch hat mich mehr als verwirrt. Ich habe Mitleid mit dem Mann, aber auch mit der Mitarbeiterin, dass sie ihm in dieser Situation so viel aufbürden muss, weil die deutsche Bürokratie es eben so verlangt. Wir reden miteinander über das Gespräch und die Mitarbeiterin möchte wissen, ob ich noch Fragen habe. Ich stelle einige Fragen und bedanke mich dann bei ihr und dem Übersetzer. Er verlässt zusammen mit mir den Raum.

(Katja Michel)

Die Chancen der Überforderung

„Die Jugendhilfe ist damit prinzipiell überfordert...“

Mit wedelnden Händen und hochgezogener Stirn schmettert uns der Erlebnispädagoge Max diesen Satz in einem gemeinsamen Interview entgegen. Gegenstand des Gesprächs ist die Traumatisierung von jungen geflüchteten Menschen. Ausgangssituation für die Aussage, ist die Erfragung seiner persönlichen Erfahrungen und Konfrontation mit der Traumatisierung von jungen Personen. Max

Trauma: Sigmund Freud definierte den Begriff Trauma als ein Ereignis im Leben eines Individuums, das so intensiv erlebt wird, dass eine Unfähigkeit zur adäquaten Verarbeitung entsteht (vgl. Detemple 2013, S. 33).

In Bezug auf flüchtende Menschen kann gesagt werden, dass verschiedene Beweggründe einen Einfluss auf die Entscheidung zur Flucht aus dem Herkunftsland bedingen. Hierzu Brigitte Hargasser (2015): „Da Krieg und Gewalt zu den Hauptursachen für erzwungene Migration zählen, sind folglich viele Flüchtlingskinder durch traumatische Erfahrungen belastet“ (Hargasser 2015, S. 95). Brigitte Hargasser geht u.a. darauf ein, dass die Situation bei unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen in Bezug auf Trauma zugespitzt sei, da diese ohne jegliche zusätzliche betreuende Person und Schutz die Flucht angetreten hätten (vgl. Hargasser 2015, S. 21).

arbeitet in einer Wohngruppe, die sich wegen der angestiegenen Wichtigkeit und Relevanz der Thematik mehr und mehr auf die Flüchtlingsarbeit konzentriert. Ursprünglich wurde die Wohngruppe zur Betreuung von Deutschjugendlichen ab dem 13. Lebensjahr genutzt, die in prekäre Lebenssituationen verstrickt sind, insbesondere Jungen und Mädchen, deren Familien einem Erziehungsauftrag nicht gerecht werden können.

„Also eigentlich ist unsere Einrichtung speziell für Problematik Deutschjugendliche konzipiert“

An einem regnerischen Tag im September können wir bei einem gemeinsamen Interview in dieser Einrichtung Einblicke in die Arbeit mit den betroffenen Personen er-

Zahlen Flucht und Trauma: Ca. 25 Millionen jungen Menschen sind derzeit auf der Flucht (vgl. MIGA ZIN 2015). Laut dem MIGAZIN seien von diesen ca. 40 % traumatisiert. Laut dem BAMF befinden sich derzeit mehr als 45.000 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Deutschland, Tendenz steigend.

halten. Die Verfasser, die auch gleichzeitig dieses Interview durchführen, sind im Verlauf des Studiums immer wieder mit der Flüchtlingsthematik, speziell mit der Situation hier in Deutschland, konfrontiert.

Zahlen umF's im Saarland: Von 45.000 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Deutschland beläuft sich die Zahl auf ca. 1300 zurzeit im Saarland (vgl. BumF).

Saarland	Ist-Zahl	Königsteiner Schlüssel	Soll-Zahl
	1.300	1,2%	666

Wegen eigenem Interesse und den bisher gemachten Erfahrungen im Praxissemester, stellt sich mehr und mehr heraus, dass die Betrachtung der Traumatisierung von

Flüchtlingen und wie diese von der Praxis der Sozialen Arbeit aufgefangen und bearbeitet wird, interessant für die Studienprojektarbeit im aktuellen Semester sein kann. Speziell geht es hierbei um die Realität von jungen Menschen, die nach Deutschland kommen. Die Wahl der Einrichtung fällt hierbei auf eine Wohngruppe und somit auf Max, welcher sich freundlicherweise bereit erklärt, mit uns zu sprechen. Max berichtet, dass die Jugendlichen generell bis zum 18. Lebensjahr in der Jugendhilfeeinrichtung bleiben, bevor sie in eine externe eigene Wohnung oder eine betreute Eigenwohnung einziehen. Zurzeit befinden sich sieben bis acht Jugendliche in der Einrichtung. Max arbeitet schon seit circa 20 Jahren dort.

Die Einrichtung, in der der Erlebnispädagoge arbeitet, befindet sich im Stadtkern einer bundesdeutschen Großstadt. Am Tag des Interviewtermins, beim Ankommen an der Einrichtung, bietet sich uns ein interessantes Bild. Das Haus weist keine Tür an der vorderen Hausfront auf, sodass wir zur Eingangstür an der Hinterseite des Hauses gehen. Diese sieht wie eine alte Gefängnistür aus, schwer, wuchtig, extra vergittert und mit einem Guckloch, welches durch eine Blende verdeckt ist. Wir klingeln. Kurze Zeit später wird der Riegel zur Seite geschoben. Zwei Augen starren uns durch den schmalen dunklen Schlitz an. Die Tür öffnete sich. Freundlich begrüßt uns Max.

Perplex, durch die örtlichen Gegebenheiten und die offene Art von Max, betreten wir die Einrichtung und folgen ihm in einen Gruppenraum, in dem das Interview stattfindet. Auf dem Weg in diesen, können wir feststellen, dass Küche, Wohnzimmer und Aufenthaltsraum sowie diverse andere Räume typisch für Wohngruppen eingerichtet sind. Die Räume sind auf die jungen Personen angepasst und spiegeln eine Atmosphäre wieder, in der sie sich wohlfühlen. Die Einrichtung erstreckt sich über mehrere Etagen. Wohnzimmer sowie Aufenthaltsräume befinden sich im Erdgeschoss, die Wohnräume der Jugendlichen sowie die Küche und ein Badezimmer im ersten Obergeschoss. In der zweiten Etage befinden sich weitere Zimmer und auch ein wei-

teres Badezimmer. Im Zimmer angekommen, setzen wir uns gemeinsam mit Max an einen runden Holztisch. Er schließt die Tür hinter uns und beginnt zu erzählen.

Wir starten das Interview mit der Frage, welche Erfahrungen Max mit der Traumatisierungssituation von jungen geflüchteten Menschen habe. Max schildert ausführlich, dass durch die Aktualität der Flüchtlingsproblematik, Handlungsbedarf bestehe und sich somit der ursprüngliche Fokus der Wohngruppe mehr und mehr ändere. Zuvor hätte die Einrichtung vor allem problematische Deutschjugendliche betreut und würde nun immer mehr auf die Betreuung von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge umsteigen, aus der akuten Situation heraus. Der Erlebnispädagoge und seine Einrichtung begegnen der Flüchtlingsthematik und damit auch speziell der Traumatisierung in vielerlei Hinsicht. Hierbei schildert er diese Herangehensweise als ungewöhnlich und meint damit wahrscheinlich ein mutiges Verhalten seiner Einrichtung gegenüber anderen, welche nicht so direkt mit traumatisierten geflüchteten jungen Menschen konfrontiert sind.

„Die haben wir leider nicht, da fehlt uns die Kapazität, aber wir machen, was in unserem Rahmen möglich ist. Machen wir und gehen auch dann einen sehr ungewöhnlichen Weg.“

Die ungewöhnliche Herangehensweise lässt sich beschreiben mit Hilfe für die traumatisierten jungen Menschen und die mögliche Prävention von Retraumatisierungserlebnissen durch die gegebenen Mittel der Einrichtung. Beispielsweise spricht Max hier von erlebnispädagogischen (Klettern) sowie sportlichen Aktivitäten wie Reiten, Boxen, Judo. Kooperationsmöglichkeiten mit psychologischen Einrichtungen, die Methoden, wie zum Beispiel das Familienaufstellen oder die Gesprächstherapie anwenden, werden zusätzlich genutzt. Erlebnispädagogische Angebote sind wegen des aktuellen Asylrechts immer gesondert zu betrachten, entgegnet uns Max. Angebote im Ausland sind laut Asylrecht nicht möglich, sagt er.

Unsere Interviewperson wirkt gehetzt und macht auf uns den Eindruck, dass er wie verschweißt mit seinem Headset und Handy interagiert. Schweißperlen auf der krattiefen Stirn konnten wir mehrmals während des Interviews sehen, während das Gespräch immer wieder durch Telefonate unterbrochen wurde.

Max schildert uns anhand von Beispielen, wie vielfältig traumatische Auswirkungen sein können und welche Anzeichen bzw. Auswirkungen an ein Trauma geknüpft sind. Er schildert hierbei den Fall eines jungen Mannes, der offenbar halluzinierte, nicht nur in Form von phantasievollen Vorstellungen, sondern von realer Bedrohung.

„Die waren heute in meinem Zimmer ich habe was gesehen. Der hat mich bedroht der holt mim Messer- also ganz reale Sachen.“

Max bietet aber gleichzeitig zu den auftauchenden Problemen, die ihn in seinem Arbeitsalltag begegnen, immer wieder Lösungsansätze. Die von ihm geschilderte Überforderung der Jugendhilfe und die damit zusammenhängenden Probleme scheinen Max nicht zu entmutigen. Er stützt sich immer wieder auf die Wichtigkeit des Ankommens der Personen und schilderte die Herangehensweise der Einrichtung als eine Art Polster, um die jungen Personen *„im Vorfeld... möglichst...zu stabilisieren.“* Max geht dabei zum Beispiel auf das Finden eines Schulplatzes und die explizite Orientierung an den Bedürfnissen der jungen Personen ein.

Max verweist im weiteren Verlauf des Interviews auf die Überforderung der Jugendhilfe hinsichtlich der Traumaaarbeit mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen und betont wiederholt, dass diese *„...in keinsten Weise ihrem Aufgabengebiet [entspricht] oder... der Qualifikation der Mitarbeiter.“* Max beschreibt, dass seine Arbeit in der Einrichtung immer wieder durch auftretende Probleme erschwert wird. Aus diesem von Max geschilderten Ohnmachtsgefühl der Handlungsmöglichkeiten der Jugendhilfe geht er darauf ein, dass die Stabilisierung von jungen Menschen im Moment *„...der einzig mögliche oder jetzt realisierbare...beste Weg“* ist.

Das Ohnmachtsgefühl wird laut Max vor allem durch die fehlende mögliche Traumabewältigung der Jugendhilfe in Bezug auf junge geflüchtete Personen hervorgerufen. Reine Traumaaarbeit ist kein Aufgabengebiet der Jugendhilfe, sondern Aufgabe von Therapeuten. Kooperationen sind möglich, aber nicht die direkte Bewältigung durch die Jugendhilfe allein. Aus diesem Grund sieht Max die Stabilisierung von jungen geflüchteten Personen als einzig möglichen realisierbaren Weg, um einen Versuch zu unternehmen, traumatische Erlebnisse bei den Jugendlichen vorzubeugen bzw. zu lindern. Eine rein sprachliche Aufarbeitung ist laut Max nicht der idealste Weg, da

durch die Sprachbarriere Nuancen der Wahrnehmung verloren gehen und somit die therapeutische Aufarbeitung eine Minderung im Resultat erfährt.

Um die Stabilisierung der jungen Menschen in ihrer speziellen Situation zu gewährleisten, bedient sich der Erlebnispädagoge außergewöhnlicher Methoden und Ansätze. Beispielsweise nimmt er einen jungen geflüchteten Mann auf eine Motorradtour mit. Wenn die junge Person, wie Max sagt, *„öfters am Rad dreht und dann habe ich mir gedacht mir machen ganz was anderes ... ab auf's Motorrad... Das hat in dem Moment mit Therapie nix zu tun und trotzdem hat es ihm mehr gebracht als jetzt irgendwie als hätte er über seine Probleme sprechen können.“* Aus seiner Sicht ist im vorliegenden Fall diese ungewöhnliche Intervention vermutlich besser geeignet, als das aufwändige Gespräch über aktuelle Gespräche in einer Therapiesitzung. Die Motorradtour wird von ihm als eine Art empathischer Türöffner und Andockmöglichkeit an den Alltag der jungen Person verstanden.

Die Kompensation der unzureichenden Qualifikation in Bezug auf die Traumabehandlung und die handlungsfeldspezifischen Fokussierungen sowie die Kooperation mit anderen Disziplinen, wie beispielsweise die Psychologie, stellen Herausforderungen in der Flüchtlingsarbeit mit jungen Personen im Bereich der Jugendhilfe dar.

Aus rechtlicher Sicht sind Max oft die Hände gebunden. Zum Beispiel erlebnispädagogische Angebote, welche von Max über Jahre in der Ardèche aufgebaut wurden, kann er mit unbegleiteten minderjährigen geflüchteten Personen nicht nutzen. Denn diese dürfen wegen ihres Aufenthaltsstatus diese Angebote nicht wahrnehmen *„Im Asylrecht nicht möglich.“* Doch er würde gerne mehr für die betroffenen Personen tun, aber die Schlupflöcher für die Handhabe auf professioneller Ebene sind dünn gesät. Er berichtete uns zum Beispiel von einem Fall, wo direkt vor seinen Augen ein junger Mensch in Handschellen abgeführt wurde. Max reflektiert diesen Fall und entgegnete uns, dass er diesen Zustand *„keinem zumuten“* möchte und dass er seine Mitarbeiter daher *„nicht informiert“* hat. *„Da sind eher die Mitarbeiter dann auch noch traumatisiert.“*

Am Ende des Interviews schildert uns Max die aktuelle Situation der Einrichtungen Sozialer Arbeit mit geflüchteten Menschen. Er zeigt auf, dass die *„Flüchtlingsproblematik (...) im letzten halben-dreiviertel Jahr so hoch [kocht], dass sämtliche Institutionen so etwas von überfordert sind.“* Dies ist der Grund, warum alle Institutionen sich

nur um die Grundbedürfnisse der Flüchtlinge kümmern können. Die zentralen Fragen in der aktuellen Debatte wären:

- Wo bringen wir Flüchtlinge unter?
- Wo bekommen wir Lebensmittel für die Versorgung her?
- Wo können wir Hilfsgüter auftreiben?

Fragen nach der psycho-sozialen Situation der geflüchteten Menschen würden hierbei zuerst keine große Rolle spielen. An Traumatisierungsarbeit ist in dieser akuten Lage nicht zu denken. *„An solche Sachen denkt im Moment niemand.“* Grundbedürfnisbefriedigung steht laut Max im Vordergrund.

Abschließend kann von uns gesagt werden, dass eine Überforderung der Jugendhilfe u.a. daraus resultieren könnte, dass die Traumataproblematik und -behandlung laut den Aussagen von Max kaum eine Rolle spielt. Eine Erarbeitung von Lösungsansätzen, die disziplinübergreifende Maßnahmen beinhalten, um eine verbesserte psycho-soziale Versorgung von Flüchtlingen, die in unser Land kommen zu gewährleisten, muss schnellstmöglich geschehen. Die Ohnmacht der Jugendhilfeeinrichtung zwingt Max dazu, teilweise ungewöhnliche Wege in der Bewältigung der auftretenden Schwierigkeiten zu gehen, damit überhaupt eine Handlungsfähigkeit aufrechterhalten werden kann. Nur so kann Max den anvertrauten jungen Menschen die bestmögliche Hilfe anbieten. Max kann nicht warten, bis irgendetwas passiert, sondern muss sofort handeln. Durch Traumata ausgelöste Probleme warten nicht bis eine Lösung gefunden ist, sondern schreiten durchgehend voran. Die Soziale Arbeit in Deutschland steht wegen der großen Zahl an geflüchteten jungen Menschen vor einer Herausforderung. Ein disziplinübergreifendes Netzwerk müsste geschaffen werden, um eine umfangreiche psycho-soziale Versorgung der Flüchtlinge zu gewährleisten. Eine Überforderung der Hilfe für Flüchtlinge sollte nicht in ungewöhnlichen Wegen enden, sondern in der Erarbeitung von Konzepten, die eine lückenlose Betreuung herbeiführt. Aus diesem Blickwinkel werden die Handlungen von Max, der durch außergewöhnliche Maßnahmen versucht, die Hilfe in seiner Einrichtung aufrecht zu erhalten, verständlich.

Max schildert uns somit seine subjektive Sichtweise und die Erfahrungen, die er bis jetzt mit der Traumatisierungsthematik und generell mit der Arbeit mit jungen geflüch-

teten Menschen, im Kontext der Jugendhilfe, gemacht hat. Für uns, als Studierende der Sozialen Arbeit, stellen sich zentral zum Abschluss folgende Fragen, die sich auch die Praxis stellen muss:

- Wie lassen sich professionsübergreifende Maßnahmen umsetzen?
- Wie kann auf traumatische Probleme in der Jugendhilfe bei unbegleiteten minderjährigen geflüchteten Menschen eingegangen werden?
- Wie können Qualifikationen der Mitarbeitenden der Sozialen Arbeit eine bessere Handlungsfähigkeit der Jugendhilfe mit minderjährigen geflüchteten Menschen gewährleisten?

Wir kommen somit zu einem Punkt, an dem wir als angehende Sozialarbeiter erkennen können, dass es oft nicht einen direkten und gängigen Weg gibt, mit einem komplexen Thema, wie zum Beispiel der Traumatisierung, umzugehen. Das Gespräch mit Max gab uns die Möglichkeit, seine persönliche Handhabung und Einstellung zum Thema kennenzulernen. Wir erkannten dadurch, dass es wichtig ist sein alltägliches Handeln in der Sozialen Arbeit kritisch zu reflektieren und die Herausforderung anzunehmen und die Bereitschaft zu zeigen, sich mit komplexen Themen in der Praxisarbeit auseinanderzusetzen.

(Steffen Eisenbeis und Peter Schnadinger)

Literatur

Eisenbeis, Steffen/Peter Schnadinger (2016). Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (UMF) in der Kinder und Jugendhilfe – Eine Perspektive auf die Traumatisierungsthematik aus professioneller Sicht. Saarbrücken (unveröffentlichter Studienprojektbericht, Studiengang „Soziale Arbeit und Pädagogik der Kindheit“, WS 2015/2016).

Espenhorst, Niels/Klaus, Tobias (2015). Über 45.000 unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Deutschland. Online verfügbar unter: http://www.bumf.de/images/pm_bumf_45000_2015.pdf [13.01.2016]

Schwager, Martina (2015). Kinder leiden besonders unter Kriegstraumata. Online verfügbar unter: <http://www.migazin.de/2015/06/19/trauma-expertin-kinder-leiden-besonders-unter-kriegstraumata/> [13.01.2016]

Rony im Krieg – Roni im Frieden

„Alles echt, alles kaputt!“

Noch schnell die letzten warmen Sonnenstrahlen auf der Haut genießen, bevor es wieder nach drinnen geht. Immer diese langen Montage... Huch, wer kommt denn dort um die Ecke?! Das sind aber keine unserer Studierenden: zwei braun gebrannte Männer mit Sonnenbrillen, die ich noch nie zuvor gesehen habe. Jetzt erinnere ich mich wieder. Wir bekommen heute in unserer Seminarsitzung des Studienprojekts einen syrischen Flüchtling zu Gast, der über seine Biografie und über einen Film, den er vor kurzem in Syrien gedreht hat, erzählt. Nun können wir entspannt den Erzählungen des Syrers lauschen und mit dem verbinden, was wir in den letzten Wochen theoretisch erarbeitet haben. Der Montag ist gerettet!

Als wir alle in unserem regulären Seminarraum ankommen und unsere gewöhnlichen Plätze an den in U-Form aufgestellten Tischen – heute mal hauptsächlich als Zuhörende – einnehmen, wird uns einer der Männer als **Roni Schamlian**, der heutige Referent, vorgestellt. Er erzählt uns, der andere Mann sei sein Schwager, ebenfalls aus Syrien, gerade erst vor ein paar Wochen in Deutschland eingetroffen. Wir haben heute also die Möglichkeit uns zwei individuelle Fluchtgeschichten anzuhören. Der Seminarraum ist - entgegen der vorherigen Male - mit kleineren Häppchen, einer Kaffeemaschine, Tassen und einem Aufnahmegerät bestückt. Noch schnell einen Kaffee zu Stärkung nehmen und dann kann's los gehen.

Roni Schamlian nimmt vorne in der Mitte seinen Platz als Referent ein. Sein Schwager setzt sich links von ihm hin und Frau Zöllner, die Professorin des Studienprojekts, nimmt als Moderatorin rechts neben ihm Platz. Frau Zöllner übergibt das Wort an Herrn Schamlian, welcher sofort anfängt uns über seine Biografie und seinen – wie wir in den nächsten zwei Stunden bemerken sollen – äußerst außergewöhnlichen Film zu berichten.

Von der Hochzeitsreise zum Fluchtweg

Schnell bemerke ich bei den Erzählungen von Roni Schamlian, dass es sich hier um eine sehr außergewöhnliche Lebensgeschichte handelt. Wir erfahren, dass es schon

immer sein Traum gewesen ist, nach Deutschland zu kommen und hier zu leben. Nachdem der erste Fluchtversuch jedoch scheitert, nutzen er und seine Frau bei der Hochzeitsreise im Jahr 2000 in Spanien die Gelegenheit und fahren mit dem Zug weiter nach Deutschland. Dieses Mal gelingt die Einreise. Obwohl Syrer damals schlechte Chancen hatten, in Deutschland eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, klappt es bei Familie Schamljan sofort und ohne Probleme. Ganz schön Glück gehabt...! Roni Schamljan betreibt seit 2004 als Modedesigner einen Laden in Deutschland – ein erfolgreiches Leben in der Wunschheimat. Das einzige Übel: Vom Rest der Familie in Syrien getrennt zu sein.

Vom Modedesigner zum Schauspieler

„**Road to Aleppo**“: Der Film von Regisseur Shiar Abdî wurde mit mehreren Laien-Schauspielern in Kobane im Bürgerkrieg gedreht. Es handelt sich sowohl um ein Kriegs-drama, als auch um einen Dokumentarfilm, da so gut wie alles Gezeigte echt ist. In dem Film sucht der Protagonist Rony (Roni Schamljan) - gebürtiger Syrer -, der bereits seit 30 Jahren in Deutschland lebt, im Kriegsgebiet seine Mutter, von der er lange dachte, dass sie tot sei. Die Journalistin Nora (Rijam Ibrahim) bietet ihm an, ihm bei der Suche zu helfen und so machen sich die beiden auf den Weg durch den Krieg.

Als Herr Schamljan in **Köln** einen Freund besucht, trifft er bei diesem durch Zufall einen Regisseur, der ebenfalls zu Besuch ist. Am Ende des Tages bietet dieser ihm ohne Weiteres die Hauptrolle

in seinem neuen Film ‚Road to Aleppo‘ an. Man kann den Erzählungen kaum glauben: welch ein Glückskind... schon wieder!

„Das ist Krieg, wirklich“

Kurze Zeit später geht es auch schon los. Das gesamte Filmteam reist illegal nach Syrien ein, um den geplanten Film in Kobane zu drehen. Dort lebt Roni Schamljan während des Drehs 50 Tage unter prekären Bedingungen im Kriegsgebiet: Weder Heizung, noch fließendes Wasser, geschweige denn Strom. Und als wäre das nicht bereits genug: ständige Lebensgefahr! Herr Schamljan betont während seinen anschaulichen Erzählungen immer wieder, dass alles im Film zu Sehende echt sei. Die ganze Stadt ist kaputt! Von Waffen, die das gesamte Stadtbild mit einem Schleier der Gewalt umhüllen, berichtet er uns; von Waffen, die das gesamte Filmteam bekom-

men hat, um im Fall der Fälle das eigene Leben zu schützen. Erzählungen, durch die wir die Situation vor Ort vielleicht im Ansatz nachvollziehen, jedoch niemals wirklich verstehen können. Bei den erregten und immer emotionsgeladeneren Erzählungen von Herrn Schamljan fällt es mir als ZuhörerIn schwerer und schwerer zu durchschauen, ob er gerade aus Sicht Ronys oder Ronis spricht. Als ich verunsichert zu meiner Tischnachbarin schaue, ist dieser die Verwirrung genauso ins Gesicht geschrieben. Während ich noch versuche Herrn Schamljans Gedankensprünge in meinem Kopf zu ordnen, nehme ich im Hintergrund wahr, wie er erneut versucht seinen ZuhörerInnen begreiflich zu machen, dass alle – einfach alle! - Filminhalte authentisch sind:

„Wirklich wem sag ich's, der Film zeigt...alles Wahrheit! Das ist Krieg, wirklich!“

„Ich war wirklich Rony mit Y“

Nachdem Roni Schamljan seine Erzählungen beendet, wird mir eines schlagartig bewusst: diese Filmrolle war in keinster Weise ein Job, sondern ein Herzensprojekt mit vielschichtiger biografischer Bedeutung. Sowohl Rony, als auch Roni sind gebürtige Syrer, die bereits seit langer Zeit in Deutschland leben. Rony reist zurück nach Syrien, um dort im Kriegsgebiet seine tot geglaubte Mutter zu suchen – Roni um im Film ‚Road to Aleppo‘ die Hauptrolle des Rony zu spielen. Er kann die Parallelen zwischen realer und fiktiver Person fühlen:

„Wirklich ich war Rony mit Y geschrieben (...) in diesen 50 Tagen. Ich hab in meinem Kopf schon immer mein Vater gesucht, nicht die Mutter! Ja, weil es ist zum Beispiel habe ich auch lange Jahre mein Vater nicht gesehen und nachher er ist, ähm, gestorben.“

Ich erinnere mich an die vielen Momente in seinen Erzählungen zurück, in denen ich verzweifelt versucht habe, das Durcheinander aus Erfahrungen des realen und fiktiven Charakters voneinander zu trennen und zu sortieren. Rückblickend verstehe ich, dass dies weder möglich noch notwendig ist: durch die äußerst persönlichen und distanzlosen Erzählungen Roni Schamljans war es uns möglich, die von ihm empfundene

ne Verschmelzung der beiden Charaktere nicht nur nahegelegt zu bekommen, sondern sie sogar selbst wahrzunehmen.

Zuhause ist, wo das Herz ist

Trotz des mittlerweile 15-jährigen Aufenthalts von Roni Schamljan in Deutschland, scheint dieser noch sehr eng verwurzelt mit seiner ursprünglichen Heimat. Er kennt Syrien bis zu seiner Flucht nur im Zu-

Syrischer Bürgerkrieg: Der grausame Bürgerkrieg in Syrien dauert bereits länger als vier Jahre. Er begann im März 2011 mit regionalen Protesten gegen die Polizei und den Geheimdienst des Landes. Präsident Assad schlug Reformforderungen in den Wind und reagierte mit brachialer Gewalt. Seitdem kämpfen Regierungstruppen und Rebellen mit verschiedenen Gruppierungen um die Macht.

stand des Friedens. Seit 2013 ist er nun damit konfrontiert, seine Heimat und somit viele seiner Angehörigen im Krieg zu wissen. Obwohl er ein langjähriges neues Zuhause hat, zeigt das Filmprojekt, in dem er die Hauptrolle spielt, dass Syrien im Herzen immer seine Heimat bleiben wird: er kehrt dorthin zurück und nimmt sämtliche Gefahren, die der Krieg mit sich bringt, auf sich. Das Ausmaß dieser Gefahr macht er sehr deutlich:

„(...) und die hatten alle so Waffen und sowas. Und die wollten uns erschießen.“

Das eigene Leben ist der wertvollste Besitz! Oder etwa doch nicht?! An diesem Punkt kommt Herrn Schamljans Familie ins Spiel: er entscheidet sich, nicht nur für sich selbst sein Leben für dieses Filmprojekt in Gefahr zu bringen, sondern nimmt eine Reihe negativer Konsequenzen für seine Familie in Kauf. Ohne Fleiß, kein Preis. Das muss auch ihm bewusst werden, nachdem die Geschäfte in seinem Laden durch seine Abwesenheit schlechter weiterlaufen und er damit die finanzielle Situation der Familie gefährdet. Aber was bedeutet schon Geld...?! Viel gewichtiger ist im Gegensatz dazu wahrscheinlich die stark ausgeprägte Eifersucht seiner Frau in den 50 Tagen seiner Abwesenheit, ausgelöst durch seine enge Zusammenarbeit mit der Protagonistin des Films. In der syrischen Kultur sei es nicht üblich auf offener Straße mit einer Frau zu lachen, an der man kein Interesse hat, erzählt uns Roni Schamljan. Doch während der Dreharbeiten gab es viele dieser intimen Momente zwischen den beiden Laien-Schauspielern. Auch das nimmt er in Kauf. Genauso wie die ständige Angst seiner Familie um das Leben des Familienvaters. All die negati-

ven Folgen dieser 50 Tage, die sich sowohl für ihn selbst, als auch seine geliebte Familie ergeben, aber von ihm wissentlich hingenommen werden, zeigen sehr deutlich die noch immer unglaublich starke Verwurzelung zu seinem Heimatland und den schlimmen Schicksalen, die der Krieg für seine Landsleute formt. Zum Schluss folgt eine schockierende Information, mit der wohl niemand gerechnet hätte: in Kürze soll ein zweiter Dokumentarfilm im Kriegsgebiet in Kobane gedreht werden:

„Aber ich gehe wieder, (...) da muss ich zeigen, was die Leute jetzt machen. Die ganze Stadt ist schon kaputt und ich wollte dahin gehen und wieder einen Dokumentarfilm machen.“

(Anna Schäfer und Moritz Hary)